

Erinnerungen
an
Alt-Werro.

Von
Guido von Sehrwald.



Dorpat.

Verlag von J. G. Krüger.

1925.

Erinnerungen
an
Alt-**Werro.**

Von
Guido von ^{Sch}Sehrwald.



Dorpat.
Verlag von J. G. Krüger.
1925.

Druck von C. Mattiesen, Dorpat.

Vorwort.

Wie aus dem Vorbericht zu den nachfolgenden Aufzeichnungen hervorgeht, sind sie samt diesem Vorbericht selbst im Sommer 1916 in Sibirien geschrieben worden während der Verbannung, in die ich, gleich zahllosen anderen Deutschbalten, im Jahre 1915 während des Weltkrieges von den russischen Militärgewaltshabern geschickt worden war. Nach meiner Rückkehr in die Heimat 1918 sind die Aufzeichnungen hinsichtlich ihres sprachlichen Ausdruckes gefeilt und durch einige Zusätze ergänzt worden. Irgend eine sonstige Umgestaltung nach Form und Inhalt haben sie nicht erfahren. Sie bilden also zugleich ein Stück meines Verbannungslebens. Von diesem Gesichtspunkt aus wollen sie in bezug auf ihre Form beurteilt werden: als selber aus der Vergangenheit hervorgeholte Erinnerungsblätter.

Geschrieben worden sind sie für mich und meine Familie. An eine Veröffentlichung ist bei ihrer Abfassung nicht gedacht worden. Und nur zögernd habe ich mich zu ihrer Veröffentlichung entschlossen. Ist uns Deutschbalten doch eine gewisse Scheu eigen, mit unserer Person an die Öffentlichkeit zu treten. Auch war das Bedenken zu überwinden, daß auch die vielfach eckigen und kantigen Eigentümlichkeiten und Sonderbarkeiten einzelner dargestellter Menschen geschildert worden waren. Doch bin ich mir bewußt, daß ich niemanden habe verunglimpfen wollen. Sollten die Menschen gezeichnet werden, wie sie in Wirklichkeit waren, so durften auch ihre Falten, Runzeln und Schatten in ihrem Bildnis

nicht fehlen. Nur so erst konnte auch gerade das Charaktervolle der hervorstechendsten Persönlichkeiten ins Licht gestellt werden. Wie hätten anders so eigenschwüchfige und knorrige Gestalten wie Pastor Heinrich Struck oder „der alte Moeller“ überhaupt gezeichnet werden können? Der innere Wert dieser Menschen aber blieb von alle dem, wie im Leben so in der Zeichnung, unberührt.

Die Schilderung sowohl dieser und anderer Menschen als auch der allgemeinen Zustände baltischen und insbesondere kleinstädtischen baltischen Lebens, wie es sich in Werro abspielte, bildet einen kleinen Ausschnitt aus der baltischen Kulturgeschichte vom Ende des 19. Jahrhunderts, — aus einer Zeit, welche nur ein Menschenalter hinter der heutigen liegt, welche aber infolge all der inneren und äußeren geschichtlichen Ereignisse, die seitdem über unsere Lande hinweggegangen sind, in eine viel weitere Ferne entrückt erscheint. Einen bescheidenen Beitrag zur Kenntnis dieses verfunkenen baltischen Lebens soll die Veröffentlichung der Aufzeichnungen bieten.

Hinzugefügt sei noch, daß von denjenigen geschilderten Personen, die zur Zeit der Entstehung der Erinnerungsblätter noch lebten, heute Heinrich Struck, Hermann Warnecke, Walter von Gaffron und endlich auch Walter von Zeddelmann, dem ich viele Einzelheiten verdanke und dessen freundschaftliche Anteilnahme das Werden der Erinnerungsblätter begleitet hat, nicht mehr auf dieser Erde weilen.

Dorpat, den 12. Februar 1925.

G. v. S.

Meiner lieben Frau

zu unserer Silberhochzeit.

Wie Sonnenschein und Sonnenglanz liegt es auf jener Zeit frohen Zusammenseins und Zusammenwirkens mit gleichgesinnten Genossen junger Jahre! Aus der Vergangenheit steigt das Bild gewesener schöner Zeit herauf und erstrahlt dem rückschauenden Blick als leuchtende Fatamorgana, das Herz erwärmend, — es aber auch erbeben machend in der Erkenntnis: „Das Land Deiner Sehnsucht, es liegt nicht vor Dir, es liegt hinter Dir: es ist Deine eigene Jugendzeit!“

Vorbericht.

Während meiner sibirischen Verbannung traf ich Ende Mai 1916 mit dem ebenfalls verbannten ehemaligen Werroschen Stadtssekretär Walter v. Zeddelmann, der mir aus meiner Werroschen Zeit her gut bekannt war, in der Stadt Balagansk des Irkutskischen Kreises zusammen, die zuerst ihm und darauf auch mir als Verbannungsort angewiesen worden wor. Der Zufall wollte, daß ich in demselben Hause, wo Zeddelmann lebte, Wand an Wand mit seiner Wohnung ein Zimmer mietete. Bei meinem ersten Besuch, den ich Zeddelmann machte, sprachen wir viel vom alten Werro. Dieses Gespräch weckte in mir den Wunsch, in wenigen kurzen Strichen jene alte Zeit zu umreißen. Aber während der Arbeit erweiterte sich ihr Rahmen, und statt weniger Striche ist ein ziemlich ausgeführtes Bild des alten Werro entstanden. Als es fertig war, fügte ich die Widmung an meine Frau zu unserer Silberhochzeit hinzu, — so dem Ganzen eine Weihe gebend, in welchem ich das Vergangene als ein wieder Gegenwärtiges und unverlierbar Gewordenes zu besitzen wähne.

Balagansk, den 15. Juli 1916.

Erinnerungen an Alt-Werro.

I. Gerichtswesen.

Von der Universität kommend, trat ich im Juli 1888 als junger Auskultant, wie damals der Gerichtsamtskandidat hieß, und als Sekretärsgehilfe am Rat der Stadt Werro ins Berufsleben ein und habe wie die letzten anderthalb Jahre der alten Gerichtsverfassung und des alten Gerichtsverfahrens Livlands, so auch den letzten Rest jenes stillfriedlichen baltischen Sonderdaseins noch erlebt, das mit den Umgestaltungen am Ende der achtziger und Beginn der neunziger Jahre des vorigen Jahrhunderts *) und mit der in dieser Zeit eintretenden Veränderung der baltischen Lebensverhältnisse auf immer verschwunden ist.

Die Neuordnung des Gerichtswesens, die „Justizreform“, war freilich an und für sich eine Notwendigkeit geworden, da sowohl das alte schriftliche Gerichtsverfahren als auch die auf ständischer Grundlage aufgebaute alte Gerichtsverfassung sich längst überlebt hatten. Das gilt insbesondere vom städtischen Rat. Bei Einführung der neuen Städteordnung in den siebziger Jahren des vorigen Jahrhunderts waren seine Verwaltungsobliegenheiten abgetrennt und auf die neuen Selbstverwaltungskörper — Stadtverordnetenversammlung und Stadtamt — übertragen worden und dem Rat nur die Rechtsprechung innerhalb des städtischen

*) Neugestaltung der Polizei 1888, des Gerichtswesens 1889, des Unterrichtswesens in Schule und Universität in den 90-er Jahren.

Gerichtsgebietes verblieben. Als solche reine Gerichtsbehörde entbehrte er nun jeder Daseinsberechtigung, nicht nur wegen seiner ständischen Gerichtsbarkeit, sondern auch wegen seiner ständischen Zusammensetzung. Denn eben infolge dieser Zusammensetzung war er seiner Aufgabe, jedenfalls in den kleinen Städten, nicht gewachsen. Die Ratsherren, aus der Zahl der städtischen Bürger durch Eigenwahl des Rates selbst gewählt und nur mit einer geringen Bildung ausgerüstet, verstanden von dem Amte, das ihnen übertragen war, so gut wie nichts. Das Maß geistiger Unselbständigkeit freilich des alten Ratsherrn Hellfing (seines Zeichens Goldschmied) habe ich nicht mehr erlebt, der den damaligen Ratsdiener Johannson — Mädchen für alles sowohl im Rat als auch in den Häusern der Ratsherren — vor jeder Unterschrift gefragt hatte: „soll ich schreiben „Ratsherr Hellfing“ oder nur „Hellfing“?! So weit war es ja wohl zu meiner Zeit besser bestellt: die Ratsherren waren doch Leute mit gesundem Menschenverstand, und Bürgermeister J ü r g e n s o h n , ein Mensch in mancher Beziehung von schwachem, aber im übrigen von durchweg bravem anständigen Charakter und feiner Empfindung, besaß gar Gymnastumbildung, wemngleich er allerdings in Lebensweise und geistigen Ansprüchen sich in der Folge dem Spießbürgertum wieder angeähnelte hatte. Und eben dieses Spießbürgertum steigerte die ohnehin vorhandene, im Fehlen einer höheren, geschweige rechtswissenschaftlichen Bildung begründete Unzulänglichkeit der Ratsherren für ihr Amt. Und so überließen sie denn fast Alles den rechtswissenschaftlich gebildeten Sekretären. Diese leiteten die Parteiverhandlungen und die Verhöre selbständig, arbeiteten die Urteile aus und legten sie den Ratsherren zur Unterschrift vor. Die Stellung der damaligen Sekretäre war übrigens gegen die der heutigen dem Gesetze nach dadurch bevorzugt, daß sie bei der Urteilsfällung eine beratende Stimme hatten. Daraus wurde in Werro tatsächlich eine entscheidende. Ja, dieser Zustand hatte

gar die förmliche Guttheißung des Dänischen Hofgerichts gefunden durch die im Gesetz nicht vorgefehene Ernennung des Werroschen Ratssekretärs zum gleichzeitigen „Syndikus“ (d. h. „Mitrichter“) des Rates. Meist waren die Werroschen Ratsherren in den Gerichtssitzungen gar nicht anwesend und erschienen eigentlich nur ab und zu im Rat, um die Protokolle, in denen sie als anwesend bezeichnet oder, wie es in der damaligen Kanzleisprache hieß, „in die Präsenz aufgenommen“ waren, nachträglich zu unterschreiben. Das war auch der Staatsanwaltschaft, die doch nach russischen Begriffen eine Art Aufsicht über die Gerichte übte, ein offenes Geheimnis. Ja, es kam einmal vor, daß Sekretär Richard Anderson und ich, sein Gehilfe, von einem bössartigen Verbrecher, den wir zu verhören hatten, eine Klage beim Obergericht, dem Hofgericht, uns zuzuziehen befürchteten, falls wir das Verhör ohne Anwesenheit eines Ratsherrn vornähmen, und daß wir deshalb den Ratsdiener („Ministerial“) zum Bürgermeister Jürgensohn und von einem Ratsherrn zum andern schickten. Aber ohne Erfolg. Der eine füllte gerade eben Wein ab und konnte diese Arbeit nicht unterbrechen (Ratsherr D u l k, seines Zeichens Konditor); der andere hatte sich im Geselligkeitsverein wieder einmal festgefrühstückt (Bürgermeister Jürgensohn) usw., — kurz, wir mußten notgedrungen uns ohne Ratsherren behelfen. Der Angeklagte aber bereitete uns zum Glück keine Ungelegenheiten. Als ein andermal Bürgermeister Jürgensohn, bevor er das Protokoll oder die Verfügung unterschrieb, den Inhalt erst durchlesen wollte, was sich die Ratsherren gar häufig ersparten, rief ihm Ratsherr T e r r e p s o n, sein Schwager, ein kleines wortkarges Männchen von entschiedenem Wesen und mitunter scharfem Humor, in seiner, die Worte kurz hervorstoßenden Weise zu: „Rede nicht viel, sondern unterschreibe, die Sekretäre machen doch Alles“; und als Jürgensohn antwortete, „Na, na, so arg ist es doch nicht“, rief Terrepson: „Ach schweig doch still;

in der Juristerei bist Du doch ein ebensolches Rindvieh wie ich!" Unter schallendem Gelächter des ganzen Rates, in das er selbst mit einstimmt, tauchte Jürgensohn die Feder ins Tintensafß und unterschrieb. Nur in einer Beziehung wahrte Jürgensohn die Form: an den Tagen der Urteilsfällung (in der damaligen Sprache: zu den „Juridiken“), die etwa alle 4—6 Wochen stattfanden, mußte der Rat zu den Sitzungen versammelt sein und mußten die Urteile mit ihrer Begründung von den Sekretären vorgetragen werden, bevor sie vom Rat unterschrieben und den Parteien verkündet wurden.

Wie aber die Ausarbeitung der Urteile, so lag auch sonst so gut wie alles in den Händen des Sekretärs und seines Gehilfen oder, wie es kurz hieß, der Sekretäre. Richard Anderson, als Mensch von selbständiger, rechtlichaffener Gesinnung, aber von weltfremd zurückgezogener Lebensweise, war in seinem Beruf ein guter Jurist und ein gewissenhafter, tüchtiger Arbeiter; und ich kann wohl sagen, daß wir beide unseren Stolz darcin setzten, sowohl die Protokolle gut zu führen, als auch die Urteile sorgfältig auszuarbeiten und zu begründen. Die Auffassung, der ich in späteren Jahren bei gar manchem Friedensrichter begegnet bin, es komme nicht allzusehr darauf an, wie das Urteil in erster Instanz gefällt werde, die Oberinstanz könne es ja abändern, — diese Auffassung war uns ganz fremd; im Gegenteil waren wir, wie sich ja das ganz von selbst versteht, bestrebt, selbständige, auf fester rechtswissenschaftlicher Grundlage ruhende Urteile zu fällen, die auch vor dem Obergericht standhalten sollten. So waren also die Sekretäre die eigentlichen Richter, die Ratsherren mehr oder weniger Ausstattungsstücke — bis auf den Polizeirats Herrn (zu meiner Zeit Kaufmann Elster), der natürlich als städtischer Polizeimeister seine Obliegenheiten, soweit sie nicht schriftlicher Art waren, wohl oder übel selbst erledigen mußte. In solchen Städten, wo der Bürgermeister rechtswissenschaftliche oder sonst Hochschulbildung besaß, werden die

Verhältnisse natürlich besser gewesen sein, als in Werro, — eine ihrem Wesen wirklich entsprechende Richterversammlung aber hat der Rat auch dort, eben wegen der Art seiner Besetzung, sicherlich nicht dargestellt. Das haben mir in bezug auf den Dorpater Rat die jetzigen Sekretäre der Wendenschen Grundbuchabteilung Robert Stillmark und der Dorpater Grundbuchabteilung Friedrich Ottho bestätigt, von denen Stillmark von 1866—89 Obersekretär und Ottho von 1887—1889 Archivar des Dorpater Rates gewesen ist. Dieser Rat besaß eine ganze Reihe Juristen: einen „Justizbürgermeister“, drei bis vier „Gelehrte Ratsherren“ und einen „Syndikus“, die die Verhandlungen des Rates und seiner Untergerichte (Bogteigericht, Waisengericht) leiteten. Die übrigen, aus der eigentlichen Bürgerschaft gewählten Ratsherren waren mehr Träger der bloßen Vertretungswürde, — dies allerdings, wie anerkannt werden muß, wohl in hinreichendem Maße, dank Wohlhabenheit, Lebenshaltung und besserer Bildung. Kann ich mich doch unter ihnen einiger in wohlverdientem Ansehen stehender gut erinnern, so insbesondere des „Kommerzbürgermeisters“ Walter und des noch heute lebenden Ratsherrn a. D. Brock — ihrem Berufe nach beide Kaufleute. Die Urteile wiederum wurden, außer von den rechtsgelehrten Ratsgliedern, zum großen Teil von dem Obersekretär und den Sekretären, die ja auch in Dorpat Juristen sein mußten, ausgearbeitet und der Ratsversammlung zur Beschlußfassung vorgeleat. — Über die Verhältnisse in den Rigaschen Stadtgerichten, deren von Zwingmann herausgegebene „Entscheidungen“ ihrer Arbeitsleistung ein vorzügliches Zeugnis ausstellen, vermag ich nichts zu sagen.

So wenig nun die Zusammensetzung des Rates den an eine neuzeitliche Richterversammlung zu stellenden Anforderungen entsprach, so war sie doch eben nur Ausfluß des ständischen Grundsatzes, der das ganze baltische Rechtswesen überhaupt beherrschte, nach dem ja auch das heute noch geltende baltische Privatrecht

sich in Landrecht, Stadtrecht und Bauernrecht gliedert, und der in der Gerichtsverfassung in dem Gedanken gipfelte, daß ein jeder möglichst nur von Seinesgleichen gerichtet werden sollte. Daher hatte jeder Stand: Adel, Bürger, Bauer seine eigenen Gerichte, deren Glieder von den Vertretungskörpern der betreffenden Stände gewählt wurden. Nur die Glieder des obersten Landesgerichts, des Livländischen Hofgerichts, wurden vom Livländischen Landtage, der Versammlung der Rittergutsbesitzer, gewählt. Die Edelleute (übrigens auch die im Staatsdienst stehenden Beamten) hatten, gleichviel, ob sie auf dem Lande oder in der Stadt lebten, ihren Gerichtsstand vor dem mit einem „Landrichter“ und zwei „Assessoren“ besetzten Landgericht. Die Bürger standen in den Städten unter der Gerichtsbarkeit des Rates (beziehungsweise auch seiner Untergerichte, wo es solche gab) — und auf dem Lande unter der Gerichtsbarkeit des gleich zu erwähnenden Kirchspielsgerichts. Zweite Instanz über Landgericht und Rat war das Livländische Hofgericht in Riga, das aus einem „Präsidenten“, einem „Vizepräsidenten“, zwei „Landräten“, zwei „Räten“ und zwei „Assessoren“ bestand. Die Bauern, in der Stadt der Gerichtsbarkeit des Rates unterworfen, hatten auf dem Lande als erste Instanz das ausschließlich aus bäuerlichen Gliedern, und zwar einem Vorsitzenden und zwei Beisitzern bestehende Gemeindericht. Die zweite Instanz über dem Gemeindericht, zugleich aber, wie erwähnt, erste Instanz für die auf dem Lande lebenden Bürger, bildete das Kirchspielsgericht, bestehend aus dem adeligen oder wenigstens überhaupt zu einem steuerfreien Stande gehörigen Kirchspielsrichter und drei bäuerlichen Beisitzern. Im Kirchspielsgericht war somit den bäuerlichen Gliedern das Übergewicht gesichert, und nur im Fall der Stimmgleichheit gab die Stimme des Kirchspielsrichters den Ausschlag. Die dritte bauerngerichtliche Instanz war das Kreisgericht, bestehend aus dem adeligen „Kreisrichter“, zwei adeligen und

zwei bäuerlichen Beisitzern. Das Kreisgericht war zugleich zweite Instanz für die Bürger auf dem Lande, und in diesen Sachen bildete das Hofgericht in Riga die dritte Instanz. Außerdem aber war das Kreisgericht erste Instanz für alle Klagen von Bauern gegen Gutsbesitzer. Der Bauer hatte also hier einen, mit Rücksicht nicht auf die Person des Beklagten, sondern auf die des Klägers bevorrechteten Gerichtsstand, der den Gerichtsstand des Edelmannes vor dem Landgericht ausschloß. Als vierte Instanz endlich über dem Gemeindericht, beziehungsweise für den letzterwähnten Fall als zweite Instanz über dem Kreisgericht folgte das „Hofgerichts-Departement in Bauernsachen“, so daß also auch die bäuerlichen Gerichte ihre Spitze im Livländischen Hofgericht fanden. Revisionsinstanz über dem Hofgericht war der Dirigierende Senat in Petersburg, der höchste Gerichtshof Rußlands überhaupt. Zu erwähnen ist noch, daß für die auf dem Lande begangenen Verbrechen, ohne Rücksicht auf den Stand des Angeklagten, das Landgericht zuständig war, und daß als Untersuchungsgericht für diese Strassachen die Landpolizeibehörde des Kreises, das Ordnungsgewicht, diente, bestehend aus dem „Ordnungsrichter“ und zwei „Adjunkten,“ die vom Landtag bzw. Kreistag gewählt wurden.

Dies in größten Umrissen das buntscheckige Bild der alten Gerichtsverfassung, deren altmodischer Charakter sich auch in den Titeln der einzelnen Gerichte ausdrückte: „Ein Kaiserliches Landgericht,“ „Ein Edler Rat,“ „Ein Löbliches (oder „Preisliches“) Vogteigericht,“ „Ein Erlauchtes Hofgericht.“

Nicht minder als diese Gerichtsverfassung war auch das alte, auf dem Grundsatz der Schriftlichkeit beruhende Gerichtsverfahren reif zur endlichen Beseitigung. In seinem Reigen zahlloser, mittelst „Dorsualresolutionen“ den Parteien zu „insinuirender“ „Satzschriften“ oder „Schriftsätze,“ „dilatatorischer“ und „peremptorischer Einreden,“ „Litiskontestationen,“ „Probatorialarti-

tel,“ „Skutinien“ und „Interrogatorien,“ „Beweisinterlokute“ und sonstiger Zwischenbescheide wälzte sich der Prozeß mit seinen „dilatorischen,“ „sub poena executionis,“ und „peremptorischen“, „sub poena praeclusionis“ oder gar „sub poena praeclusi, confessi et convicti“ anbe- raumten Fristen in träger Schwerefülligkeit und Langsamkeit dahin. Nur die „Bagatellsachen“ wurden ein- facher und rascher erledigt. Kein Zweifel, daß jene, für das landrechtliche Verfahren aus den Jahren 1630, 1632 und 1695, für das stadtrechtliche Verfah- ren aus dem Jahre 1673 stammende, dem gemeinrecht- lichen Zivilprozeß entlehnte Prozeßordnung einen in seiner Art großen, von Durchsichtigkeit und Folgerich- tigkeit beherrschten Gedankenbau bildete, in dem sich eine Fülle von Scharfsinn und Erfahrung verkörpert hatte. Aber was einst ein Fortschritt gewesen war, war gegenüber den Bedürfnissen der Gegenwart ein zu Leblosigkeit erstarrtes Gebilde geworden. Fühlte ich damals als junger Zunftlehrling ein, mit einer gewissen staunenden Ehrfurcht gemischtes leises Grauen vor all diesem versteinerten Formenwesen — ein Grauen, das freilich mit der Zeit dank dem Kanzleibetrieb in dieselbe Gewöhnung überging, die auch in bezug auf den verschörkelten, mit Nebensätzen überladenen und mit lateinischen Fachausdrücken gespickten Kanzleistil ein- trat, — so empfinde ich jetzt jene Prozeßordnung, die noch in den, den Konsistorien zuständigen Ehescheidungs- sachen ihr rückständiges Dasein weiterfristet, als eine Zwangsjacke, die jede freie Bewegung hemmt und hindert.

Die Neuordnung des Gerichtswesens nach Verfas- sung und Verfahren war also durchaus eine Notwen- digkeit geworden. Dieser Einsicht hatte sich schon längst niemand mehr verschlossen. Daß trotzdem das untaug- lich gewordene Berichtswesen sich noch so lange erhielt, war aber nicht Schuld des Landes. Vielmehr hatten bereits in den sechziger Jahren des vorigen Jahrhun- derts Ausschüsse ständischer Vertreter einen Entwurf

des Gerichtsverfahrens ausgearbeitet, der sich zwar treu an die auf neuzeitlichen Grundlagen beruhenden russischen Gerichtsordnungen von 1864 anlehnte, dabei aber auf die Besonderheiten des auf ganz anderen Grundlagen als das russische Privatrecht aufgebauten baltischen Privatrechts die notwendige Rücksicht nahm. Dieser Entwurf jedoch war um starrer Gleichmacherei willen von der Regierung nicht bestätigt worden. Rund ein Menschenalter ließ sie die alten Zustände weiter bestehen. Dann wurde, nach Durchführung einiger vorbereitender Verordnungen, am 28. November 1889 in den Ostseeprovinzen nicht bloß die, allerdings durch die Oberbauerngerichte (zweite Instanz über den Gemeindegerechten) und durch die Grundbuch-Abteilungen erweiterte russische Gerichtsverfassung, sondern auch die russische Strafprozeßordnung und mit, im allgemeinen genügender, Berücksichtigung des baltischen Privatrechts die russische Zivilprozeßordnung eingeführt. Durch den politisch-völkischen Grundsatz der Berrussung aber, welcher bei der Durchführung dieser Neuordnung und bei derjenigen von Verwaltung und Schule in den Vordergrund gestellt ward, wurde einerseits die neue Gesetzgebung an sich in vielen Dingen zum Unsegen beeinflusst,— so namentlich durch die Ausschaltung der deutschen, estnischen und lettischen Sprache bei der Gerichtsverhandlung und ihre grundsätzliche Ersetzung durch ein unheilvoll unzulängliches Dolmetscherwesen. Andererseits wurde ebenso wie die anderen örtlichen Bevölkerungsschichten die deutsche Bevölkerungsschicht fast gänzlich von der Besetzung der Richterstellen und sonstigen Ämter ausgeschlossen, viele Kulturgüter, wie namentlich das hochstehende, bewährte baltische Schulwesen zerstört und viele andere Andern des alten baltischen Lebens unterbunden. Wohl wirkten bei der Umgestaltung dieses Lebens auch andere, namentlich wirtschaftliche Ursachen mit, aber ohne jene Berrussung um jeden Preis hätte sie sich entwickelungsmäßig und ohne gewaltsamen Bruch vollzogen.

Am unmittelbarsten und unvermitteltsten ging diese Veränderung vor sich in der Umgestaltung des Gerichtswesens. Im übrigen dauerte sie eine Reihe von Jahren, so daß ich, der ich bei Einführung der neuen Gerichtsordnungen als Sekretärsgehilfe an der Dorpat-Werroschen Friedensrichterversammlung in Dorpat angestellt und im Sommer 1890 zum Vorsitzenden des II. Werroschen Oberbauerngerichts ernannt worden war,*) bei meiner Rückkehr nach Werro trotz des neuen russischen Bestandteils der Einwohnerschaft von dem übrigens die Richter längere Zeit in freundlichem Verkehr mit der deutschen Gesellschaft standen, doch noch denselben Kreis deutschen Lebens vorfand wie früher.

Dieses Leben zu schildern, will ich auf den folgenden Blättern versuchen.

II. Allgemeine Zustände. Öffentliches Leben.

„Wer nicht wagt, kommt nicht nach Werro,“ war ein Wort, das die Abgelegenheit Werros von den Kulturmittelpunkten des Landes und von der großen Riga-Dorpatischen Heerstraße sowie seine kleinstädtische Rückständigkeit kennzeichnen sollte. Ob das Wort in letzterer Beziehung in den Jahren, die ich in Werro gelebt habe, im Vergleich zu anderen baltischen Kleinstädten noch zutrifft, mag die Schilderung des Werroschen Lebens während dieser Zeit beantworten. Die Abgelegenheit Werros aber machte sich allerdings fühlbar, besonders bis zu der erst im Sommer 1889 erfolgten Eröffnung der Riga-Pleskauer Eisenbahn. Bis dahin war der Verkehr Werros mit der Außenwelt nur auf Wagen und Schlitten angewiesen. Natürlich, daß

*) und zwar als Nachfolger des zu früh dahingegangenen Richard Anderson, meines ehemaligen Vorgesetzten am Rat, der bei Einführung der neuen Gerichte Vorsitzender jenes Oberbauerngerichts geworden, gleich danach aber an der galoppierenden Schwindsucht erkrankt und nach etwa einem halben Jahre gestorben war.

das Leben dadurch ein langsameres Zeitmaß hatte und sich den Kleinstadtcharakter mit all seinen Mängeln und Vorzügen ausgeprägter bewahrte. Außerlich trat dieser Charakter in der Stille des Straßenverkehrs hervor, der in der ersten Zeit so gering war, daß sich beispielsweise vor 12 Uhr mittags keine Fuhrmannsdroschke auf der Straße sehen ließ und man im Bedarfsfalle zu einem Fuhrmann in dessen Wohnung schicken mußte, um anspannen zu lassen. So erging es mir selbst am ersten Tage nach meiner Ankunft, als ich aus dem Gasthaus in meine neugemietete Wohnung übersiedeln wollte. Früh morgens aber blies in der warmen Jahreszeit der Hirt auf einer Schalmel die Röhre, welche die meisten Bürger hielten, zusammen, um sie auf die Stadtweide zu treiben, — was sich ganz ländlich-idyllisch anhörte. Denn wie die ersten 10 Bürger, und zwar lauter Deutsche, welche bei Gründung der Stadt (1784) durch die Kaiserin Katharina II. sich ansiedelten, und ebenso die später hinzukommenden Ansiedler-Bürger*) außer ihren städtischen Grundstücken noch Landstücke im „Patrimonialgebiet“, sog. Schnurländer, zu landwirtschaftlicher Bestellung angewiesen erhalten hatten, so waren auch noch zu meiner Zeit die Werroschen Bürger größtenteils Ackerbürger, eben als Inhaber jener Schnurländer, für die der Stadt ein geringfügiger Grundzins zu zahlen war, und an denen, falls sie erbloses Gut wurden, die Stadt ein Heimfallsrecht besaß. Erst später ist die Bebauung dieser Schnurländer gestattet und damit ihre ursprüngliche Beschränkung auf ausschließlich landwirtschaftliche Nutzung aufgehoben worden.

Was aber die Bildung der Bürger anbetrifft, so war sie allerdings im ganzen recht beschränkt und reichte auch bei geschäftlich tüchtigen meist gerade nur zur Ausübung ihrer Tätigkeit als Handwerker und

*) Im Jahre 1786 gab es bereits 36 Bürger im engeren Sinn, davon 26 oder 27 Deutsche, 6 Esten und 3 oder 4 Russen. Siehe das Namensverzeichnis in H. Struck „Zum Gedächtnis des 100-jährigen Bestehens Werros.“ Dorpat, 1884, S. 10 und 11.

kleiner Kaufleute aus. Die Geschichte freilich von Goethes „Fußt“, die sich ein Menschenalter vorher im Hause des Werroschen Schneidermeisters Pahl zugetragen hatte, und die unser haltischer Schriftsteller Dr. Schulz-Bertram in seinen, nach dem Vorbilde von Fritz Reuters plattdeutschen „Läuschen un Rimels“ in estnisch-deutscher Mundart verfaßten „Hallerlei nurrige Sichten un so terklich-n“ im Gedichte erzählt: „In Werrolinn, ta war einmal pei reich Sneider kroße Pahl“, — diese Geschichte hätte sich zu meiner Zeit nicht mehr ereignen können. Immerhin fand das Spiekbürgertum zahlreiche Vertreter. Wie sich das im Rat äußerte, ist schon erzählt. Als Urbild eines braven und ehrenwerten Spiekbürgers, der es auch zu behaglichem Wohlstande gebracht hatte, ist mir der alte Kaufmann Frey in Erinnerung geblieben, dessen Bildung wohl gut durch die Anzeige gekennzeichnet wird, die eines schönen Tages an den beiden Scheiben seines Schauensfers verfüdete, daß „Behlinder“ zu haben seien. Als Seitenstück dazu konnte man an den zwei Scheiben einer Barbierstube das Wort „Haar-bier“ lesen. Ebenso brav und in seiner Lebenshaltung trotz seines österrichtschen Adelsbriefes ein ebenso unzweifelhafter Spiekbürger wie Frey, aber doch gebildeter, war der ursprüngliche Landmesser und nachmalige Pferdepostinhaber („Postkommisari“) und Stadtrat Julius von Buschhund; und doch wiederum hatte der freundlich und heitere alte Mann einen hübschen Humor, der sich namentlich in vielfachen Gelegenheitsgedichten äußerte, die er in seiner Anspruchslosigkeit meist durch andere Personen vortragen ließ. Von größerem Ehrgeiz besetzt war der Haar- und Bartscheider Lindegrün: auch er war „Dichter“ und hatte gar eine Sammlung sogenannter „Gedichte“ veröffentlicht, — elendes Zeug von ungewollt lächerlicher Wirkung. Uberspannt und häufig sehr aufgereggt, schreckte er gar manchen ab, sich seinen Meßern und Scheren zu überantworten. So ward Rathherr Elster in Lindegrüns Barbierstube nicht mehr

gesehen, nachdem er einmal, während Lindegrün ihm mit dem Rasiermesser um Wangen und Kehle herumfuhr, hatte stillhalten müssen zu einem gegen den Rat gerichteten Strom heftiger Reden, den Lindegrün über ihn ergoß.

Auch eine Dichterin besaß Werro, und zwar in der Person der Buchbinderswitwe Degling. Sie verfaßte u. a. einmal ein Gedicht auf den Geburtstag Kaiser Alexander II (17. April a. St.) und bemühte sich, es auch an S. Majestät gelangen zu lassen. Wie mir Zeddelmann, an den sie sich deswegen gewandt hatte, mitteilt, schloß dieses Gedicht, in welchem sie dem Kaiser allerlei liebliche Gaben des Frühlings zubachte, mit den schönen Worten: „Drum möcht' ich auch ein Blümchen sein und meinen Kaiser mal erfreun!“ Und als in Veranlassung der Errettung des Kaisers von einem auf ihn ausgeübten Mordanschlag die Stadt abends festlich beleuchtet wurde, prangten auf dem von unserer Dichterin an ihrem Hau'e angebrachten Leuchtbild einige Verse, die mit dem Ausruf endeten: „Und hätt' ich tausend Dölsche, erschöß' ich alle Strölsche!“

Andererseits aber fehlte es unter den Bürgern nicht an Männern, die sich durch bessere Bildung, weiteren Gesichtskreis und Tatkraft in eigenen und gemeinnützigen Angelegenheiten hervortaten, so namentlich die Kaufleute Nagel und Pfeiffer, von denen später noch die Rede sein wird. Und wiederum kamen Bildungsmangel und kleinstädtische Beschränktheiten und Wunderlichkeiten auch in anderen Ständen und Gesellschaftsschichten vor. Bei der im Jahre 1902 drohenden Cholera-Gefahr z. B. (von der aber Werro doch verschont blieb) litt, wie ich mich in einem kleinen Zeitungsbericht über die gegen diese Gefahr ergriffenen Vorsichtsmaßregeln scherzhaft nach Art Wilhelmine Buchholzischer Wortbildung ausdrückte, eine Hausfrau an „ungekochter Wassericheu“, indem sie sich gar mit gekochtem Wasser wusch; und nach dem Weggang jedes Gastes räucherte sie ihre Wohnung zur Abtötung oder

Abschreckung der Bazillen mit Wachholder aus! Es war das die Baronin N., geb. v. R. Ein freiwilliger Helfer des zeitweiligen öffentlichen Gesundheitsausschusses aber verlangte zu demselben Zweck in einem Fleischerladen das Abwaschen der Wände mit Karbol! Es war dies mein Amtsgenosse K. vom anderen Oberbauerngericht, der freilich trotz seiner akademischen Bildung und seinen fein sein sollenden „Allüren“ nicht zur guten Gesellschaft gerechnet werden konnte, während er selbst in seiner näselnden Weise von oben herab zu versichern liebte, daß er „das kleinstädtische Timbre Verros nicht vertragen könne“. Einige andere derartige Kleinstadtbildchen folgen noch im weiteren Verlauf dieser Aufzeichnungen.

*

*

*

Um ein Beispiel für die Gemächlichkeit anzuführen, mit der bis zur Eröffnung der Eisenbahn auch das geschäftliche Leben verlief, so verstand ich in den ersten Tagen nach meinem Dienstantritt nicht, was eigentlich gemeint sei, wenn es hieß, dieses oder jenes Schriftstück müsse zu morgen oder übermorgen fertig gestellt werden, denn dann sei „Posttag“. Es erwies sich, daß nur vier Mal wöchentlich Briefe ankamen und Briefe befördert wurden, und zwar zwei Mal in der Dörptschen und zwei Mal in der Rigaschen Richtung! Die Verbindung mit Dorpat wurde außer durch Postpferde auch durch sog. „Planwagen“, mit weißer Leinwand überwölbte große Wagen, unterhalten, in denen eine größere Anzahl von Personen Platz fand, also eine Art Omnibus, und von deren Besitzern insbesondere der „alte Friedrich“ auch in Dorpat eine bekannte Persönlichkeit war. Diese Planwagen machten wöchentlich an bestimmten Tagen ihre regelmäßigen Fahrten zwischen Werro und Dorpat. Ich selbst bin einmal zu Beginn des Frühlings 1889 in einem solchen Planwagen nach Dorpat gefahren. Es war starkes Tauwetter, der Schnee auf der Landstraße weich und von

Wasser getränkt, so daß die Wagenräder tief einschnitzen unter bedenklichem Wanken und Schwanken des Wagens und die Pferdehufe tief in den Schnee stießen: und an vielen Stellen wurde der Weg durch dazu aufgebotene Bauern ausgegraben, so daß zu beiden Seiten hohe Schneewände standen. Unter solchen Umständen hätten auch Postpferde, die doch unterwegs auf den Stationen zwei Mal gewechselt worden wären, zur Reise längere Zeit gebraucht als gewöhnlich. Mit den zwei Pferden des Planwagens aber, die die ganze Strecke von 68 Werst ohne Ablösung abtraben und daher unterwegs auch Rast machen mußten, dauerte die Reise 22 Stunden! Auf dem Rückwege nach Werro verzichtete ich auf dieses Beförderungsmittel, das mir als ein bequemes und billiges empfohlen worden war!

Die Eisenbahn nun brachte zwar eine wesentliche Erleichterung des Personenverkehrs mit sich. In bezug aber auf die Entwicklung der Stadt und insbesondere auf den Handel scheint sie doch kein einwandfreier Erwerb gewesen zu sein. Der Handel hatte wesentlich in der Vermittlung der Landeserzeugnisse zwischen den Groß- und Kleingrundbesitzern einerseits und den Großkaufleuten der Hafenstädte andererseits bestanden. In der Folge aber ist, wie mir Zeddelmann erzählt, der Werrosche Kaufmannstand verdrängt worden durch bloße, teilweise sogar auf die Zwischenstationen der Eisenbahn verteilte Makler auswärtiger Großhandels Häuser, während die Zunahme der Einwohnerzahl hauptsächlich durch besitzlose ärmste Bevölkerungsschichten erfolgt ist. So scheint doch das wahr geworden zu sein, was während des Bahnbaues von Zweifelsüchtigen befürchtet wurde, daß Werro, welches ohne die Eisenbahn allerdings ein Saß sei, mit der Eisenbahn ein Saß mit einem Loch sein werde*). Natürlich konnte in der ver-

*) Unmittelbares Verderben brachte die Eisenbahn den damaligen berühmten großen Werroschen Krebsen, welche, wie ich das selbst noch erlebt habe, nach Eröffnung der Bahn eine Ausfuhr-

hältnismäßig kurzen Zeit, während welcher ich in Werro lebte (bis zum Sommer 1894), von dem Einfluß der Bahn auf die Stadt als solche noch nichts wahrgenommen werden. Der Bahnbau selbst aber, der drei Jahre dauerte, hatte das ohnehin rege gesellschaftliche Leben noch gesteigert, indem eine Reihe feingebildeter Ingenieure, meist Russen, in Werro ihren Wohnsitz genommen hatten und mit der deutschen Gesellschaft eng verkehrten.

Von dem geräuschvollen gesellschaftlichen Treiben — fanden doch im Winter 1888/89 im ganzen 27 Bälle, Tanz- und andere größere Gesellschaften statt — hielt ich mich zunächst noch fern. Ich mußte mich vor allem in mein erstes Amt einarbeiten. Auch war mein Vater im Februar 1888 gestorben, so daß mir nach bunten Vergnügungen der Sinn nicht stand. Und endlich mußte ich meine juristische Kandidatenschrift schreiben. Nach beendeter Kandidatenprüfung hatte ich mir in Dorpat eines der mir von Professor Engelmann für die Kandidatenschrift gegebenen Themen aus der russischen Rechtsgeschichte durch eine falsche Arbeitsweise verleidet, indem ich, statt die Quellen selbständig zu untersuchen, mich in die Literatur über sie vertieft und verloren hatte. Inzwischen erhielt ich die Anstellung in Werro und mußte nun die Abhandlung über das neue Thema, die „Friedensbürgschaft der Russkaja Prawda“ (auch eine quellenmäßige Untersuchung) in Werro schreiben. Das war nur dadurch möglich, daß Wetter Woldemar Malmberg, der nachmalige Dorpater Professor der altklassischen Kunstgeschichte und heutige Direktor des Museums Alexander III. für bildende Künste in Moskau, der den Winter 1888/89 in Dorpat zubrachte, mir die nötigen Bücher aus der Universitätsbibliothek verschaffte. Zu Ostern 1889 war die Schrift

ware wurden, die in ganzen Güterwagen geradenwegs nach Berlin versandt ward, — welche aber auf diese Art im Laufe weniger Jahre so gut wie ausgerottet worden sind.

fertig, an der Professor Engelmann in seiner Kritik die Selbständigkeit meiner Quellenbehandlung hervorhob, und ich erhielt den Kandidatengrad der Rechtswissenschaft *). Die Arbeit an dieser Schrift gehört zu meinen schönsten Erinnerungen durch die dauernde Stimmung gehobener Schaffensfreudigkeit, wie ich sie in demselben Maße erst wieder im Sommer 1913 erlebt habe bei der Abfassung meiner, im Herbst desselben Jahres in dem vom Rigaschen Architektenverein herausgegebenen „Jahrbuch für bildende Kunst in den Ostseeprovinzen“ gedruckten Arbeit über die Baukunst Wendens.

* * *

Erst allmählich also trat ich in den vollen Strom — so darf man ja wohl sagen — des Werroschen gesellschaftlichen Lebens ein. Das öffentliche Leben faßte sich in zwei Vereinen zusammen, zu denen allerdings bald darauf der noch weiter unten zu besprechende Gesangsverein hinzukam: in der „Ressource“, als dem Klub der höheren Stände und in dem „Geselligkeitsverein“, als dem eigentlichen Bürgerklub. Doch waren eine Reihe Ressourcenmitglieder zugleich auch Mitglieder des Geselligkeitsvereins, so Stadthaupt v. Moeller, Kreischef v. Roth Pastor Struck, Hofgerichtsadvokat Beid, Akzisebeamter und nachmaliger Buchhändler

*) Wer doch wohl im Ministerium der Volksaufklärung seinerzeit diesen irreführenden Titel „Kandidat“ ausgetitelt haben mag? Der russische „Kandidat“ ist Bezeichnung nicht für einen vor dem Examen stehenden Studenten, wie in Westeuropa, sondern ein gelehrter Grad, der nach erfolgreicher Beendigung des Studiums erteilt wird, und entspricht durchaus dem westeuropäischen „Doktor“: hier wie dort ist Voraussetzung ein gutes Ergebnis der mündlichen Schlussprüfung in den einzelnen Fächern und die Abfassung einer von der Fakultät gebilligten wissenschaftlichen Abhandlung, — nur daß der russische „Kandidat“ seine Abhandlung nicht öffentlich zu verteidigen braucht. Aber diese Verteidigung ist ja auch in Oesterreich zur Erlangung des Doktorgrades neuerdings nicht mehr erforderlich, wie mir der österreichische Zivilkriegsgefangene Dr. phil. Halim gesagt hat, den ich hier kennen gelernt habe.

v. Gaffron u. s. w. Auch ich wurde in beiden Gesellschaften Mitglied. Besonders Gaffron verkehrte recht eifrig im Geselligkeitsverein, indem er bei all seinem ausgeprägten und stets hervorgehobenen Standesbewußtsein eines „schlesischen Edelmanns“ (er war vor einer Reihe von Jahren aus Deutschland eingewandert, aber im übrigen ganz Balte geworden) den Standpunkt vertrat, daß eine feste Fühlung und ein festes Zusammenhalten mit dem städtischen Bürgertum eine kulturelle Notwendigkeit sei. Er selbst besaß dazu eine besondere Geschicklichkeit; sachlich aber hat er entschieden Recht gehabt, wie denn ja derselbe Gedanke, wenn auch in anderer Weise, in der Folge vom „Deutschen Verein“ verwirklicht worden ist. Die Ressource besaß ein Haus an der Georgenstraße, der Geselligkeitsverein hatte seine Räume in einem Teil des Gebäudes der ehemaligen Krümmerschen Knabenanstalt; und beide Vereine hatten außerdem Sommerhäuser am Stadtpark. In der Ressource, deren Saal und Bühne größer waren als die des Geselligkeitsvereins, fanden Tanzgesellschaften, Bälle — unter diesen besonders sich auszeichnend die Februarbälle —, Maskenfeste, Theatervorstellungen, Konzerte u. s. w. statt. Die eigentlichen Klubabende aber waren im ganzen sehr schwach besucht. Umgekehrt trat der Geselligkeitsverein in der Verwendung zu größeren Veranstaltungen hinter der Ressource zurück, während sich die Klubabende eines bedeutend größeren Zuspruches erfreuten. Ja eigentlich konnte von besonderen Klubabenden beim Geselligkeitsverein schon kaum gesprochen werden, da er täglich vormittags und abends von frühstückenden und trinkenden Mitgliedern besucht wurde. Ja einige von ihnen fühlten sich hier fast mehr zu Hause als in ihren eigenen vier Wänden. Zu diesen Stamm- und Dauergästen gehörte namentlich Bürgermeister Jürgensohn, der dem Alkohol nur zu sehr ergeben war. So konnte es kommen, daß, als er in einer großen Privatgesellschaft schon kräftig getrunken hatte und das leere Glas

seiner Tischnachbarin, einer alten würdigen Dame, bemerkte, auf deren Wohl er anstoßen wollte, er zum Ergötzen der ganzen Tafelrunde, über die Schulter gewandt, laut rief: „Wunderlich (— so hieß der Speisewirt des Geselligkeitsvereins —), „Wunderlich, noch ein Glas Wein!“ Und mir will scheinen, daß eben dieses ständige Stammtischleben in stets gleichem engen Gedankenkreise, wie in anderen Städten, so auch in Werro, wesentlich zur Ausbildung des selbstigenfüßamen Spießbürgertums beigetragen hat, weil den ursprünglichen und berechtigten Zweck geselligen Verkehrs und geselliger Erholung überwuchernd. Doch will ich nicht verkennen, daß der Verein diesem eigentlichen Zwecke wirklich gedient hat, ebenso wie die Ressource. Übrigens hatte nicht lange vor meiner Zeit in der Ressource ein überquellendes Treiben geherrscht, war aber nach dem Wegziehen der „führenden Geister“ wieder in das ruhige Fahrwasser zurückgeebbt, wie ich es vorfand und gekannt habe.

Im privaten gesellschaftlichen Leben spielten zwei Häuser die Hauptrolle: das des Ordnungsgerichtsadjunkten und späteren Kreischefs Nikolai von Roth und das des Rittergutsbesizers und nachmaligen Stadthauptes Alexander von Moeller-Neu-Nursie (meist kurz „der alte Moeller“ oder auch mit scherzhaftem Namen „Nursie-Pappa“ genannt), — wobei das Roth'sche Haus dank der geistigen Regsamkeit — Nikolai Roth hatte in Heidelberg studiert —, der Weltläufigkeit und den standesaufwandlichen Neigungen und Veranlagungen beider Ehegatten noch überwog. Dann folgten das Haus des Kaufmanns und Spartassendirektors Nikolai Nagel, wo ich freilich, ich weiß nicht recht warum, nicht verkehrte, das Haus des Pastors Heinrich Struß und das des Akzisebezirksinspektors Konstantin von Nengarten, der im August 1888, also bald nach mir nach Werro gezogen war, und dessen jüngste Tochter Luise ich in der Folge als meine Frau heimführte.

Diese fünf Familien waren die geselligsten, zumal die vier zuletzt genannten musikalische und tanzfrohe Töchter hatten, von denen namentlich die beiden Schwestern Mally und Emfi von Rengarten mit ihren hübschen Stimmen viel sangen, während Frl. Alma Nagel eine gute Klavierspielerin war; auch Frl. Ally von Moeller sang. Von der Roth'schen Familie tanzten übrigens nicht nur die Töchter, sondern auch gern und gut die Eltern selbst, — beides stattliche Erscheinungen; und insbesondere Nikolai Roth war einer der besten Mazurkatänzer, die ich gesehen habe.

Außer diesen Familien gab es noch eine ganze Reihe anderer, welche, wenn auch weniger hervortretend, doch das Jhrige zur Annehmlichkeit des gesellschaftlichen Lebens beitrugen, so die Häuser Kreisarzt Dr. Alwill Karp, Stadtarzt Dr. Woldemar von Nieder (dessen Frau übrigens, geborene v. Borowicz, durch ihre Mutter Elisabeth v. Borowicz, geb. v. Schrwald, eine Kusine von mir war), Apotheker Alwill Stebding, Direktor Arnold Knüppfer, Rentmeister Artur Wilde, Kreisseh'sgehilfe Baron Nolden. Namentlich die Akziseverwaltung stellte ein großes Aufgebot, wie z. B. die Familien v. Gahn, v. Stein, v. Schmid usw. Erweitert wurde der Kreis der Geselligkeit endlich noch durch mehrfache Tanzabende und Bälle auf dem 9 Werst von Werro entfernten Rittergut Alt-Nursie, dessen Besitzer, Herr v. Herzberg, eine Schwester des Kreisseh's Roth zur Frau hatte, und wohin an solchen Tagen die tanzende Jugend mit ihren Angehörigen hinausfuhr. So ergab sich ein vielseitiger, auf gegenseitiger Geltung ruhender, zwanglos heiterer Verkehr, den man mit Behagen genoß.

Sodann aber fand sich ein engerer Kreis von Junggefelln, theils in gleichem Alter mit mir, theils älter als ich, durch gemeinsamen fröhlichen und zugleich auf gehaltvollere Geselligkeit gerichteten Sinn zusammen. Es waren dies die Akzisebeamten Walter v. Gaffron, Woldemar v. Bielokopytow, die Lehrer

Hermann Warnecke und Karl Baerent, endlich ich selbst. Die drei ersteren bildeten mit mir zusammen ein Männerquartett, welches zwar nicht an bestimmten, festgesetzten Tagen oder vielmehr Abenden, aber doch ziemlich regelmäßig in Gaffrons Wohnung den Gesang pflegte, sich aber auch anderswo hören ließ: Bielokopytow erster, ich zweiter Tenor, Gaffron erster, Warnecke zweiter Baß. Bielokopytow und Warnecke wohnten übrigens ebenso wie ich im Hause des Rechtsanwalts Weid: Warnecke in einem Dachzimmer gegenüber dem meinigen, Bielokopytow im Erdgeschoß, — und wir haben da gute und getreue Nachbarschaft gehalten. Bielokopytow hatte einen klangvollen lyrischen Tenor und gutes musikalisches Empfinden und sang auch häufig bei Besuchen in Familien, verstand aber merkwürdigerweise keine Noten und mußte sich daher neue Lieder erst vorsingen lassen. Im Gesangsverein, von dem gleich die Rede sein wird, mußte ich, der ich so ziemlich der einzige Blattsänger war, wie den übrigen wenig geübten Tenoristen, so besonders ihn die Partie in die Ohren singen, „Ohrenbläser“ sein, wie ich das nannte. Die dauernden Folgen dieser Überanstrengung meiner Stimmbänder habe ich bald zu spüren bekommen: zwar habe ich damals noch viel in Familienkreisen, öffentlich aber nach dem Tenorsolo in Rombergs „Glocke“, das so zu sagen meine Glanzleistung geblieben ist, nicht mehr Solo gesungen. Gaffron zeichnete sich durch eine schöne musikalische Begabung aus, spielte auch Klavier, auf dem er namentlich ausgezeichnet begleitete. Auch vertonte er ansprechende Tänze, Lieder und gemischte Quartette. Ob sein größeres Werk, die Vertonung von Scheffels „Trompeter“-Liedern, die der mit Gaffron befreundete Professor des Petersburger Konservatoriums Franz Czerny schätzte und durch Ratschläge förderte, im Druck erschienen ist, wie Gaffron beabsichtigte, weiß ich nicht. Auch eine hübsche dichterische Ader besaß Gaffron, außerdem aber insbesondere große wirkordnende Be-

gabung und viel Geschmac für gefellige Veranstaltungen aller Art: Bälle, Maskenfeste, Jubelfeiern usw. Hierin war er unentbehrlich. Seine musikalischen Fähigkeiten aber kamen namentlich zur Geltung in seiner Eigenschaft als Dirigenten des gemischten Gesangvereins.

* * *

Als ich nach Werro gezogen war, empfand ich, der ich auf der Universität Mitglied des Akademischen Gesangvereines gewesen war, das Fehlen eines ähnlichen Vereins in Werro sehr. Bei meinem ersten Mittagsbesuch im Hause des Pastors Struck fragte ich daher, ob sich nicht ein Gesangverein gründen ließe. Obzwar vor einer Reihe von Jahren ein solcher Verein bestanden hatte und in den Sommerferien sogar von dem soeben erwähnten, durch verwandtschaftliche Beziehungen mit Werro verknüpften Professor Franz Czerny geleitet worden war, zweifelte Struck an der Möglichkeit, eine genügende Anzahl von Sängern und Sängerinnen zu finden. Er griff aber den Gedanken doch auf und erließ in Gemeinschaft mit dem Direktor der Werroschen Privatknabenschule Arnold Knüpfper, der selbst musikalisch war und gut sang, einen Aufruf zur Beteiligung an einem zu bildenden Gesangverein. Dieser Aufruf hatte vollen Erfolg: am 5. Oktober 1888 kam der Verein, „Singsuf“ genannt, zustande, und auch ich gehörte natürlich zu seinen Gründern. Zum Dirigenten wurde zuerst Knüpfper und zu seinem Stellvertreter Gaffron gewählt, gleich darauf aber, wegen Knüpfpers schwerer (und, wie sich später erwies, nur vorübergehend heilbarer) Krankheit*), Gaffron zum endgültigen Dirigenten. Seine musikalischen und Wirkordnungs-gaben in Verbindung mit dem Eifer der Sänger und Sängerinnen machten es möglich, schon im Mai 1889 das erste öffentliche Konzert des jungen Vereins zu veranstalten, in welchem Rombergs Vertonung von

*) Knüpfper ist einige Jahre danach gestorben.

Schillers „Lied von der Glocke“ zu wohlgelungener Aufführung kam. Die Solopartien sangen: Sopran Frau Helene von Samson-Himmelstierna, geb. Smolian — als mitwirkender Gast, mit seelenvollem Vortrag und schöner, geschulter Stimme, gegen deren Fülle ich im Duett „O zarte Sehnsucht, süßes Hoffen“ aufzukommen mich gut zusammenehmen mußte, — Alt: Mally von Rengarten, Tenor: ich, Bass („Meister“-Partie): Knüpfner. Die Klavierbegleitung führte Rentmeister Wilde aus, der auch später häufig begleitete. Von weiteren größeren Aufführungen erinnere ich mich der „Athalia“ von Mendelssohn, der „Verwehten Blätter“ und des „Spanischen Liebespiels“ von Arnold Krug; die Solopartie in dem letzteren sang der jetzige Rigasche Pastor Oswald Erdmann, damals noch Student, mit schöner Stimme und schönem Vortrag. Auch das Volkslied und der unbegleitete Chorgesang wurden gepflegt. Einen hübschen Rückblick auf die Leistungen des Gesangvereines hat Gaffron vor drei Jahren in seinem Festvortrag bei der 25-jährigen Jubelfeier des Gesangvereines gegeben *). Die wöchentlichen Übungsabende waren mir eine Freude und ein Genuß; und häufig blieb nach der Probe unser Männerquartett in den Räumen der Ressource zusammen, um dem Chorgesang noch Quartette folgen zu lassen, denen ein Kreis von Zuhörern zu lauschen pflegte. Fünfundzwanzig Jahre hat der Verein des gemischten Chores bestanden unter Gaffrons, trotz vielfachen widrigen Umständen unermüdblicher Leitung und hat außer seinen musikalischen Leistungen auch als Sammelpunkt verschiedenartiger deutscher Gesellschaftsschichten noch eine allgemeinere Bedeutung für Werro gehabt. Als Beweis dafür kann u. a. wohl gelten, daß es zum guten Ton wurde, Mitglied des Gesangvereins, wenn auch nur nichtausübendes, zu sein. —

*) Ein von Dr. Karp verfaßter Bericht über diese Feier erschien in der „Neuen Dörptschen Zeitung“ oder in einer Rigaschen Zeitung.

Während meiner zweiten Werroschen Zeit bildete sich ein Streichquartett aus Dr. med. Julius Frey, der sich damals in Werro niederließ (erste Violine), mir (zweite Violine), Lehrer Johann Gyds de Bernon (Bratsche) und Renteibeamtem Lawing (Cello). Dr. Frey (mit dem Werroschen Kaufmann nicht verwandt), der mir schon von der Universität her bekannt war, war ein tüchtiger Geiger und namentlich vorzüglicher Zusammenspieler, der das Quartett fest und sicher führte. Gyds Technik war zwar geringer als die Freys; doch war er ein fein empfindender, sehr musikalischer Geiger, der auch als Einzelspieler ab und zu auftrat. Und Lawings musikalische Begabung war außerordentlich; er konnte alle Streich- und Blasinstrumente behandeln und brauchte nur wenige Wochen des Übens, um auf dem einen oder anderen von ihnen Ordentliches zu leisten. Wöchentlich ein Mal fanden die Quartettübungen abwechselnd im Freyschen und in meinem Hause statt und bereiteten uns und unseren Frauen — ich hatte inzwischen geheiratet — viel Freude. Aber auch öffentlich ist unser Quartett ein paar Mal aufgetreten, und mit gutem Gelingen. Der erzieherische Einfluß des Gesangsvereins zeigte sich dabei in dem wirklichen Anteil, mit dem auch das größere Publikum die klassische Kammermusik aufnahm. — Nun ruht Frey, der mir auch als Mensch sehr lieb war, schon unter der Erde, ebenso wie der erste Tenor unseres Männerquartetts, Bielokopytov. Und die übrigen Glieder beider Quartette sind in alle vier Winde zerstreut, — in Werro lebt keines mehr von ihnen. Ja, von Zeddelmann erfahre ich jetzt, nachdem diese Zeilen schon geschrieben waren, daß auch Lawing vor einem Jahr gestorben sei, kurz vor seiner Ernennung zum Rentmeister.

Eine weitere Förderung erfuhr das Musikleben durch Konzerte einiger auswärtiger Künstler. Bis zur Eröffnung der Eisenbahnverbindung hatten sich nur baltische Musiker in Werro hören lassen, unter ihnen

die Sängerinnen Fr. Lydia Müller und Frau Jenny von Zur-Mühlen, Schwester Dr. Karps. Die Eisenbahn aber führte auch Künstler aus der großen Welt nach Werro. Ja, gar ein Künstler erster Größe, Alfred Reisenauer, verschmachte es nicht, mehrfach das kleine Werro aufzusuchen, die Hörer durch sein wunderbares, grogeistiges Spiel hinreißend. Doch auch Werro selbst besaß im ehemaligen Lehrer der Kaiserlichen Musikschule zu Moskau, Franz Becker, einen hervorragenden Klavierspieler. Durch seine Frau, geb. v. Gaffron, mit Walter Gaffron und mit Roths (Frau v. Roth war eine Schwester Walter Gaffrons) verschwägert, hatte er sich nach seiner Verabschiedung aus dem Dienst in Werro zu Ruhe gesetzt. Er beteiligte sich mitunter an musikalischen Auffuhungen und gab einmal zusammen mit Prof. Franz Czerny, als dieser zu Besuch nach Werro gekommen war, ein Konzert. Von ihm sind Bearbeitungen Haydnscher, Mozartscher und anderer älterer Klavierwerke im Druck erschienen. Er war ein vortrefflicher Künstler, zugleich von gründlicher allgemeiner Bildung, aber ein querkopfiger Mensch und harter, ruckichtsloser Charakter, — ein vollkommener Sonderwuchsling.

Außer musikalischen Auffuhungen, öffentlichen und privaten Bällen und Tanzgesellschaften fanden auch Theaterauffuhungen und Wohlthatigkeitsbaare statt. Die Bazare waren Veranstaltungen des Werroschen Frauenvereins, dessen Aufgabe in der Armenpflege bestand und dessen rührige Präsidentin Frau von Roth war. Auch die Theaterauffuhungen, deren Ertrag gleichfalls zu wohlthätigen Zwecken verwendet wurden, regte meist Frau v. Roth an. Außer ihr und ihrem Bruder Gaffron, die beide geübte Spieler waren, beteiligten sich an den Theaterauffuhungen Fr. Ally v. Moeller, Mally v. Kengarten, ich und noch einige andere, auf die ich mich nicht mehr genau besinnen kann. Zu diesen Auffuhungen besaßen wir einen vortrefflichen Spielleiter im Polizeibeamten und ehema-

ligen Schauspieler Bodneck. Er war ein angenehmer Mensch und kannte nicht nur sein altes Handwerk, sondern wußte auch mit sicherem Takt uns die nötigen Hinweise für unser Spiel zu geben und das Ganze hübsch und einheitlich auszuarbeiten. Er verlangte ein ordentliches Lernen der Rollen und gestattete nicht mehr als vier Proben. Nach seiner Erfahrung werde von Liebhabern bei einer größeren Zahl von Proben nichts mehr geleistet als in vieren, da die Spieler im Eifer erschlafften und nicht mehr mit der nötigen Frische bei der Sache blieben. Nun, wir waren durchaus bei der Sache; und ich glaube, daß unsere Leistungen als Ganzes nicht zurückstanden hinter denjenigen einer wandernden Schauspielertruppe, die zwei Mal zu einer Reihe von Aufführungen nach Werro kam.

Anknüpfend an die Erwähnung dieser wandernden Schauspielertruppe mag noch erwähnt werden, daß Werro auch von einer wandernden kleinen Kunststreitergesellschaft zwei Mal auf einige Wochen aufgesucht wurde, — so ziemlich dem letzten Wanderzirkus, der bei uns zu Lande aufgetreten ist, während doch in meiner Kindheit und noch zu meiner Studentenzeit derartige Truppen mehrfach nach Dorpat gekommen waren, — unter ihnen einige ihrerzeit berühmte, wie z. B. Gené und Schumann. Für das kleine Werro war der Zirkus immerhin ein Ereignis, zumal unter seinen Mitgliedern ein junges Ehepaar war, das sich auch in einem großen Zirkus hätte sehen lassen können und wohl nur durch irgend einen widrigen Zufall in diese kleine Truppe geraten war. Mir gab der Zirkus zugleich Gelegenheit, auf kurze Zeit wieder Reitübungen aufzunehmen, die ich als Student in Dorpat betrieben hatte.

In bezug auf die Pflege geistiger Belange ist noch nachzutragen, daß in ihren Dienst auch die regelmäßigen Arbeitsabende des Frauenvereins gestellt wurden, die im großen Saal der *Reffouce* stattfanden und auf denen, während die Damen die für den Wohltätigkeitsbazar oder sonst zur Armenpflege bestimmten Sachen

anfertigten, meist Roth Dramen oder andere Dichtungen aus dem Deutschen Schrifttum, ein paar Mal auch Warnecke, ein geborener Mecklenburger, Stücke aus Fritz Reuter vorlas und Struck und Andere Vorträge hielten. Geistiger Anregung diente auch ein Leseabend, an dem Struck, Nieder, Knüpfner, Bielokopytow, ich und noch Einige teilnahmen, der aber, so sehr er seine Mitglieder befriedigte, gleichwohl nicht lange bestand, — sowie endlich ein Lesekreis, in welchem eine Reihe Bücher, von einem Ausschuss ausgewählt, von Haus zu Haus wanderten. An dieser Einrichtung hatten namentlich Roths großen Anteil, die selbst sehr belesen waren und eine eigene wertvolle Bücherei besaßen.

Auf solche Weise suchte man auch das geistige Leben zu fördern und den Nachteilen der abgesehenen Lage Werros und dem Fehlen einer öffentlichen Bücherei abzuhelpfen. In bezug auf das Schulwesen freilich erwiesen sich diese beiden Mängel nebst der niederziehenden staatlichen Schulpolitik auf die Dauer als Hindernis, so daß Werro seinen alten Ruhm als Schulstadt nicht mehr wiedererlangen konnte, den es einst im zweiten Drittel des vorigen Jahrhunderts durch die Krümmersche Knabenanstalt und die Gengesche Mädchenanstalt erworben hatte. Waren doch aus der Krümmerschen Anstalt eine ganze Reihe bedeutender Männer hervorgegangen, u. a. die Professoren Moriz von Engelhardt und Alexander von Dettingen, deren Namen auch über die Grenzen der baltischen Heimat hinaus in der wissenschaftlichen Welt einen Klang besaßen, oder die übrigen Brüder Dettingen, von denen einer, Georg, sich gleichfalls als Professor sowie als Rektor der Universität, die anderen sich in der Landesverwaltung als Landmarschall bezw. als Gouverneur hervortaten. Jene Blütezeit des Werroschen Schulwesens kehrte nicht wieder. Immerhin aber waren zu meiner Zeit die Stadttöchterschule und die Schule des Frl. Schneider, sowie die Knüpfnersche und nach ihr die Suergensohnsche Knabenanstalt redlich bemüht, für

die Bildung des heranwachsenden Geschlechtes zu sorgen.

* * *

Von größeren festlichen Veranstaltungen fielen in meine Zeit die Feiern des 25-jährigen Bestehens der freiwilligen Feuerwehr und des Geselligkeitsvereins, an deren Ausrichtung namentlich Gaffron ein großes Verdienst hatte und an denen auch ich als einer der Festordner und Tischredner teilnahm. Über die Jubelfeier der Feuerwehr habe ich unter dem frischen Eindruck des Erlebten in der „Neuen Dörptschen Zeitung“ einen längeren Bericht veröffentlicht, den ich vor 3 Jahren Gaffron zugesandt habe zur Einverleibung in die Urkunden der Feuerwehr. Jetzt möchte ich das fast bedauern, da der Bericht auch hier in diesen Erinnerungsblättern einen guten Platz fände als unmittelbares Stimmungsbild und als ausführliche Beschreibung, wie ein solches Fest damals gefeiert wurde. Drei Tage dauerte es: Begrüßung und Empfang der Vertreter der verschiedenen livländischen Feuerwehren am Vorabend, Festzug, Manöver und Festessen am Haupttage und Ausfahrt in langer Wagenreihe nach Hahnhof auf den Runnamägi am dritten Tage. Hauptmann der Werroschen Feuerwehr war damals der Kaufmann Paul Pfeiffer, Unterhauptmann Gaffron. Beim Festzug und beim Manöver führte ich die Wassermannschaft, — die Inhaber der übrigen Ämter sind mir entfallen. Von den auf dem Festessen gehaltenen Tischreden ist mir die des damaligen Rigaschen Oberlehrers und späteren Schuldirektors Germann, eines auswärtigen Vertreters, den meine Frau und ich bei uns beherbergten, noch gut im Gedächtnis geblieben. Und zwar sagte Germann, daß er der Werroschen Feuerwehr seinen Glückwunsch darbringe nicht zu ihrem 25-jährigen, sondern zu ihrem 40-jährigen Bestehen, da vor der freiwilligen Feuerwehr 15 Jahre lang eine Stadtfeuerwehr in Werro vorhanden gewesen und danach in die freiwillige Feuer-

wehr übergegangen sei. War dies, in frischer, launiger Weise vorgetragen, für Alle eine Überraschung, so erregte Germann einen Sturm der Heiterkeit durch die weitere Mittheilung, er sei, in den alten Niederschriften jener Stadtfeuerwehr stöbernd, auf einen Sitzungsbericht gestoßen, worin in Erwägung dessen, daß in den langen Zwischenräumen zwischen den damals seltenen Bränden die Schläuche eingetrocknet und hart geworden und dann beim Gebrauch auf den Feuerschäden geplatzt seien, zum Beschluß erhoben worden sei, eine Woche vor jedem Brande die Schläuche einzuweichen! Später erzählte Germann meiner Frau und mir, daß nach dem Festessen Stadthaupt v. Moeller auf ihn zuge treten sei und ihm gesagt habe: „Wissen Sie, wissen Sie“ (so begann Moeller meist seine Anrede), „das mit den acht Tagen war wohl zu viel, — aber drei Tage vor jedem Brande die Schläuche einweichen, das wäre doch gut!“ Was vorher wohl nur ein Schwänkelein gewesen war, — nun war's Ereigniß geworden! — Das ganze Feuerwehrfest verlief in schöner ungetrübter Harmonie und gelungener Steigerung der Eindrücke. In meiner Erinnerung wenigstens steht am lebendigsten die Ausfahrt nach dem Munnamägi bei herrlichem Wetter auf dem mehr und mehr ansteigenden Gelände und mit dem immer weiter und größer werdenden Fernblick in die liebliche Hügelandschaft der Hahnhöfchen und Werroschen Gegend, bis dann vom Munnamägi aus, dem höchsten Berge Livlands, der größte Rundblick genossen wurde. Sind doch bei vollkommen klarer Luft von da aus im Osten die glänzenden Kuppeln der Kathedrale von Pleskau und im Norden die 40 Werst noch hinter Dorpat liegenden Senselschen Höhenzüge zu sehen!

An dem sich zwar in kleineren Grenzen bewegenden, doch ebenfalls wohl gelungenen Feste des 25-jährigen Bestehens des Geselligkeitsvereins beteiligten sich mit musikalischen Vorträgen unter Gaffrons Leitung der gemischte Gesangverein und ein Männerchor; an beidem

war ich natürlich beteiligt. Unter den Tischreden zündete diejenige des Pastors Heinrich Struck am meisten. Ihm war das Hoch auf die Damen zugefallen, und er entledigte sich dieser Aufgabe, indem er mit viel Humor eine Reihe von Stellen aus den Apokryphen, vielleicht auch aus den kanonischen Teilen der Bibel, in seine Rede einflocht. Unter anderem sagte er, die Damen sollten sich die Speisen zwar gut schmecken lassen, aber doch dessen eingedenk sein, was Jesus Sirach da und da sage: „So du zu Gast bist, sollst Du nicht zu viel essen, auf daß man Dir nicht gram werde!“ In diesem Stil war die ganze Rede gehalten, so daß des Lachens kein Ende war.

III. Einzelbildnisse.

Struck war ein unterhaltender Gesellschafter und vortrefflicher Gelegenheits- und Tischredner, dem man an fröhlicher Tafelrunde den Pastor nicht anmerkte. Dagegen waren seine Kanzelreden merkwürdigerweise häufig in der Form mangelhaft. Eines Sonntags z. B. schilderte er, wie sich ein Christ gegen die bösen Mächte des Lebens wappnen müsse: er setze sich den Helm des Heils auf, ergreife das Schwert des Geistes und den Schild des Glaubens, gürte seine Lenden mit Wahrheit und ziehe den Panzer der Gerechtigkeit an und „die Kriegstiefel des Friedens“. Niemand war bibelfest genug, um diesen verwunderlichen widerspruchsvollen Ausdruck zu verstehen; und am Abend wurde in der Ressource viel darüber erörtert und daran ge- deutet, bis schließlich unter allgemeiner Heiterkeit die humoristische Deutung des Kreischers Noth angenommen wurde, es sei der bewaffnete Friede gemeint gewesen. Erst lange nachher habe ich die Quelle jener Worte im Epheserbrief Kap. 6, V. 11—17 gefunden, wo es insbesondere im Vers 15 heißt: „und an den Beinen gestiefelt, als fertig, zu treiben das Evangelium des Friedens.“ Ein ander Mal, im Herbst, als die

Predigersynode in Werro tagte, richtete Struck, die durch Regengüsse aufgeweichten Straßen zum Bilde ausmalend, an die versammelten Pastoren und Theologieprofessoren in seiner Predigt die Worte: „Angetan mit den Galoschen des Glaubens, müßt Ihr durch den Schlamm des Unglaubens waten!“ Aber auch dem Inhalt nach ließen Strucks Predigten nicht selten Geschmack, ja Takt vermissen. So, wenn er an einem Charfreitag nach beweglicher Ausmalung der Leiden Christi den Eindruck zu vertiefen suchte durch den Zusatz: „Und das alles, meine Lieben, ohne Chloroform!“ Oder wenn er einem alten Herrn (Baron Budberg), dessen ebenfalls alte Schwester gestorben war, der aber selbst noch gar nicht an's Sterben denken wollte, sehr zu dessen Verdruß in der Grabrede zurief: „Weine nicht, denn Du wirst ihr bald nachfolgen!“ Oder wenn er in einer anderen Grabrede die Familie Moeller als die Hinterbliebenen der verstorbenen hochmütigen und aufs äußerste hämischen Baronin W., Mutter der Frau v. Moeller, damit zu trösten suchte, daß das Zusammenleben mit der Verstorbenen nicht leicht gewesen sei, da sie ja blos durch äußere Glätte ihrer Formen verstanden habe, die angeborene Bosheit ihres Herzen zu verdecken!*) Das alles war von Struck arglos und treuherzig gemeint. Nur daß es ihm eben, dank einer gewissen, seiner Arglosigkeit entspringenden Unbekümmertheit, an festem Formgefühl fehlte. Er hat mir einmal lachend erzählt, wie er vor mehreren Jahren zur Jubelfeier der Dorpater Feuerwehr in Dorpat als Vertreter der Werroschen Feuerwehr beim feierlichen Empfang auf dem Festplatz erschienen sei, den Kopf bedeckt mit einem Zylinder, um den er ganz harmlos das goldene Band, das Abzeichen seines Feuerwehrkorps, geschlungen hatte, und wie er,

*) Den Charakter der Baronin W. beleuchtet auf's Beste der Ausspruch, den sie anläßlich dessen tat, daß zur Silberhochzeit des Moellerschen Ehepaars auch einige nichtadlige Personen eingeladen waren: „Das ist keine Silberhochzeit, das ist ein Volksfest!“

also sonderbar betrifft, ein verwundert-heiteres Aufsehen erregt habe; aus seiner Lage habe er sich erst herausgerissen durch seine Begrüßungsansprache, die, ihm selbst unerwartet, aus der Feststimmung heraus sich zu schwungvollen Jamben gefügt und außerordentlichen Beifall geerntet hätte. Diese Geschichte ist für Struck geradezu bezeichnend: wie er sich hier über eine störende Unzulänglichkeit der äußeren Form hinweg durchzusetzen verstand, so konnte auch sonst der Mangel an Formgefühl den Wert seiner Persönlichkeit nicht mindern. Denn Wahrhaftigkeit, sittlicher Ernst, Herzenswärme, Uneigennützigkeit und Wohltätigkeit waren die Eigenschaften, die das Wesen dieser Persönlichkeit ausmachten. Struck's fester, lauterer Charakter prägte sich auch in Haltung und Bewegung seiner übermittelgroßen gedrungenen Gestalt mit dem aufgerichteten Haupt aus. Auf dem Grunde einer sein Inneres erfüllenden schlichten, tiefen, dabei gegen Andersdenkende duldsamen Frömmigkeit nahm es Struck mit seinem Amt und seiner Aufgabe als Seelsorger ernst. Ich selbst habe mit ihm mehrfach über dogmatische und biblische Fragen, die mich damals beschäftigten, gelesen und gestritten. Gerade hierdurch bin ich Struck als Geistlichem näher getreten und habe ihn auch als solchen kennen und schätzen gelernt, wie schon vorher als Menschen. Wohl die beste seiner geistlichen Reden, die ich gehört habe, war die zu meiner Trauung: gedankenvoll, warm und in der Form abgerundet. — Der Armenpflege widmete sich Struck mit warmem Eifer. Am Stadtwesen nahm er als Stadtverordneter Anteil. Daß er Mitglied der Feuerwehr war, ist schon erwähnt worden. Dem Gesangverein gehörte Struck als Mitgründer und Tenorsänger an. Auch schriftstellerisch hat er sich betätigt durch die oben angeführte kleine geschichtliche Übersicht über die Gründung und Entwicklung Werros. Für das Leben der Jugend hatte er, selbst von lebhafter Wesensart, volles Verständnis, wie er denn, als er seine älteste Tochter an Karl

Baerent verheiratete, auf der Hochzeitsfeier von einer übermütigen, studentisch-verwegenen Lustigkeit war.

Seines Amtes hat Struck, allerdings unterstützt von einigem Vermögen, auch dann treu weiter gewaltet, als in den Einnahmen der Pfarre eine plötzliche Verminderung eintrat. Die im Jahre 1794 von der Kaiserin Katharina II. gegründete Werrosche Stadtkirche, die anfangs bloß von den verschiedenen Pastoren der umliegenden Kirchspiele bedient wurde, erhielt zum Unterhalt eines eigenen Pastors und der Kirchenbeamten im Jahre 1803 durch „Allerhöchsten Ukas“ Kaiser Alexanders I. die Nutznießung des Kronsgutes Werrohof verliehen. Diese Nutznießung wurde sehr bald durch eine jährliche Zahlung von 5000 Rbl. Banco = 1573 Rbl. 23 Kop. Silber abgelöst. Nachdem im Laufe der Zeit bereits zwei Mal (1824 und 1868) von der Regierung vergeblich der Versuch gemacht worden war, diese kaiserliche Stiftung aufzuheben, wurde plötzlich im Jahre 1892 ihre Aufhebung zur Tatsache durch einen von Kaiser Alexander III. bestätigten Beschluß des Ministerkomitees. Alle Bemühungen, diese Maßregel rückgängig zu machen, scheiterten. Nun wurde, da die Regierung eine pflichtmäßige Selbstbesteuerung der Gemeindeglieder nicht gestattete, zu einer freiwilligen geschritten; und auch ich habe damals an den bezüglichen Gemeindeversammlungen, die mitunter recht stürmisch waren, teilgenommen. Die Besteuerung ergab knapp die Hälfte der entzogenen staatlichen Zahlung. Und erst allmählich im Laufe der Jahre ist, wie mir Zeddelmann erzählt, die Einnahme des Pastors durch Zuschüsse aus der Evangelisch-Lutherischen Unterstützungskasse und durch zweimalige — nach Zeddelmanns Vermutung vom Forpater Geschichtsprofessor Dr. Richard Hausmann, einem Sohne Werros, stammende — Stiftung von Kapitalien wieder fast auf die volle Höhe gelangt.

Alter und Kränklichkeit veranlaßten Pastor Struck im Jahre 1906 in den Ruhestand zu treten. Er verließ Werro, wo er 35 Jahre lang gewirkt hatte, und

siedelte mit seiner Familie nach Fellin über, in die Nähe seines Sohnes, der im dortigen Kreise Oberförster war. Dort habe ich Struck mehrfach bei Gelegenheit beruflicher Reisen, die mich dahin führten, aufgesucht. Ein sichtbares Denkmal seines Lebens in Werro bildet die schöne Weinlaubberankung des Pastorates, die Struck, ein guter Gärtner, angelegt hat und die der ganzen Straße zur Zierde gereicht. Die Nebenstöcke stammen, wie mir Struck erzählt hat, aus dem Garten des weil. Werroschen Stadtarztes Dr. Kreuzwaldt, des verdienstvollen Sammlers und Herausgebers des estnischen Kalewipoeg-Epos, — haben also einen doppelten ortsgeschichtlichen Wert. Werro aber ohne Struck ist mir lange Zeit eine unvollziehbare Vorstellung gewesen, — so sehr war er durch sein berufliches und sein sonstiges auf das Gute gerichtete Wirken mit dem Leben der Stadt verwachsen, und so unzertrennlich vom Gesamtbilde der Stadt erschien mir seine lebensvolle markige Gestalt.

* * *

Erinnerte Struck in seinem Außern etwas an einen katholischen Priester, so war „der alte Moeller“ durchaus eine erzwäterliche Erscheinung: zwar von kleinem Wuchs, aber durch Körperfülle sich Geltung verschaffend, besaß er einen schönen Greisenkopf mit feiner gebogener Nase und überhaupt regelmäßigen edlen Gesichtszügen, weißem Haupthaar und prachtvollem weißen Vollbart. Diese Vorzüge im Verein mit würdevoller Ruhe des Auftretens (obgleich er häufig genug heftig werden konnte) befähigten ihn durchaus zur Ausübung der Vertretungswürde seines Amtes. Sie kamen besonders zur Geltung, als der Großfürst Wladimir in seiner Eigenschaft als Höchstkommmandierender des Petersburger Militärbezirkes auf einer Besichtigungsreise im Jahre 1892 auch nach Werro kam und Moeller als Stadthaupt ihm zu Ehren im eigenen Hause ein amtliches Frühstück gab. Sowohl die Einsicht in die Notwendigkeit derartiger amtlich

feierlicher Vertretung, als auch in die Notwendigkeit persönlicher Vorbedingungen zu ihrer wirksamen und würdevollen Erfüllung haben außer Moellers Pflichteifer wohl mit dazu beigetragen, daß der Widerstand der estnischen Partei gegen die Wahl eines deutschen Stadthauptes — ein Widerstand, welcher bei der kurz vorher erfolgten Wahl Moellers zum Stadthaupt sehr stark gewesen war — für einige Zeit niedergehalten wurde, so daß bei den nächsten Wahlen Moeller, solange er lebte, wiedergewählt und nach seinem Tode zunächst noch Fabrikdirektor Eugen Schulz gewählt wurde. Später ist, wie in den übrigen kleinen Städten Livlands, so auch in Berro der deutsche Bestandteil nicht nur aus dem Stadtamt, sondern auch aus der Stadtverordnetenversammlung von der estnischen Partei ganz verdrängt worden. Was Moeller sonst für sein Amt mitbrachte, waren Eifer und guter Wille, — eigentliche Bildung aber fehlte ihm sehr. Er war einer der letzten Vertreter desjenigen im Aussterben begriffenen Schlags baltischer Landedelleute, in dessen Jugendzeit der Besitz einer ordentlichen Schulbildung noch nicht als Erfordernis angesehen worden war, zugleich aber durch die anderssprachige — in Nordlivland und Estland estnische, in Südlivland und Kurland lettische — Umgebung, in der die Jugend, zumal auf dem Lande, aufwuchs, die Reinheit der deutschen Sprache nachteilig beeinflusst wurde. So waren auch bei Moeller die durch Lernen erworbenen Kenntnisse sehr gering, wobei er zugleich in Wort und Schrift häufig genug gegen die deutsche Sprache verstieß. So z. B., wenn er sagte: „ich ging das (!) Haus vorbei“ (in der ersten Silbe „e“ statt „o“) *). Nicht minder

*) Es ist das eine ganz ähnliche Wortfügung, wie diejenige des alten Herrn v. Schroeder auf Schloß Burtneek im Wolmarischen Kreise, der die seiner Meinung nach zu große Anzahl der Beamten der Livländischen Adelligen Güter-Kredit-Sozietät mit den Worten tadelte: „Dies Geschäft würde ich allemal mit zwei Kommiss vorsehen!“

mishandelte er die von ihm besonders geliebten Fremdwörter. „Allychen, Allychen, betoniere doch etwas“, sagte er einmal, als er die Tochter zum Singen aufforderte. Einen von ihm bewunderten alten Eichenstamm von außerordentlicher Höhe und Dicke, den ihm ein befreundeter Rittergutsbesitzer (Baron Ungern-Sternberg zu Errestfer) zeigte, nannte Moeller einen „schönen Veterinär“ (sollte heißen „Veteran!“) u. s. w. Es dünkt daher mir und ebenso Zeddelmann wahrscheinlich, daß die etwas verblüffende Bezeichnung „Bodéum“ (mit dem Ton auf der zweiten Silbe „dé“) für „Bodium“, die der alte Ressourcendienter Karla beharrlich brauchte, auf Moellerschen Ursprung zurückgeht, obgleich uns nicht mehr erinnerlich ist, ob Moeller dieses Wort auch „auf der Art“, wie er zu sagen pflegte, aussprach. In jedem Fall konnte man nur wünschen, daß sich Moeller von den Fremdwörtern „reté“ gehalten hätte, — um wieder eine seiner Wortbildungen zu gebrauchen. Bei dieser Gelegenheit verdient der Vergessenheit entrisen zu werden, daß ein anderer im Werroschen Kreise eingefessener Rittergutsbesitzer F. v. M. das Wort „Hengst“ lächerlich verzerrter Weise „Inz“ schrieb, — eine ganz verzwicelte Schreibung, die sowohl von Unkenntnis des Wortes selbst, beziehungsweise seines Lautbestandes zeugt, als auch von Verwechslung des Lautbildes „Y“ mit dem Lautbilde des, aus unsicherer Erinnerung an die Rechtschreibbestunden der Kinderjahre erforderlichen Anfangsbuchstabens „H“ *). Bis zu welchem Grade unsicher

*) Ich kann es mir nicht versagen, dazu hier ein würdiges Seitenstück anzuführen, das allerdings mit Werro nichts zu tun hat. In einem Glaskasten an der Wand der Barbierstube des Wendenschen Barbiers Knie fand ich vor ein paar Jahren unter anderen, so zu sagen, Anerkennungsdiplomen über von ihm ausgeführte Hühneraugenauschnidungen ein vom Grafen Gustav S. etwa in den achtziger Jahren des vorigen Jahrhunderts ausgestelltes Zeugnis, worin der Graf gern und dankbar bezeugte, daß besagter Barbier Knie ihn zart und schmerzlos von seinen „Leuchthörnern“ befreit habe! Diese kleine kulturgeschichtliche

und gering auch bei Alexander Moeller die Schulkenntnisse waren, beweist die Frage, mit der er eines Morgens seine Schwiegermutter, die vorhin bereits genannte Baronin W., begrüßte und erzürnte: „Nun, liebe Mama, wie haben Sie in Amors Armen geschlafen?“ Gab nun Moeller durch seine sprachlichen Schnitzer viel Anlaß zu Heiterkeit und machten sich auch sonst die Lücken seiner Schulbildung bemerkbar, so hatte er sich immerhin durch Reisen und gesellschaftlichen Verkehr weiterzubilden gesucht. Und eins, was sonst bei Halbbildung nur selten anzutreffen ist, mußte bei ihm unbedingt anerkannt und geschätzt werden: seine hohe Achtung vor Bildung und Wissenschaft. Eben dieser Charakterzug war es, der nächst Moellers waderem Wesenskern ihn mit Eifer für sein Amt als Stadthaupt erfüllte und den Mangel an Kenntnissen ersetzte. Der Anstoß zu den Maßregeln der Stadtverwaltung ging nicht von ihm aus; aber sie fanden Verständnis bei ihm, und er setzte seine Kraft und sein Streben an ihre Durchführung. In seinem Privatleben hatte Moeller, ein vermögender Mann, ein offenes gastfreies Haus, war aber wieder in anderen Dingen und besonders in Kleinigkeiten knauserig und gegen die Seinen ein Hausherrscher, unter dessen Eigensinn und Engherzigkeit sie mancherlei zu leiden hatten. In der Stadt hatte er sich mehrere Häuser gebaut, deren eines, einen bequemen, geräumigen Steinbau, er mit den Seinen selbst bewohnte, während er in den anderen Häusern Mietwohnungen, ja auch, betriebsamen Sinnes, gar eine öffentliche Badestube eingerichtet hatte*), die er einem Unternehmer in Pacht

Urkunde, die außer ihrer verschobenen Rechtschreibung auch an sich als Ausdruck vergangener enger Zeitverhältnisse bemerkenswert erscheint, habe ich mit vieler Überredung vom Barbier Knie erlangen können und dem Museum der Wendenschen Gesellschaft für Heimatkunde übergeben.

*) wobei er freilich zu seinem Ärger von einer ausländischen Fabrik für Badestuben-Einrichtungen Angebote und Preislisten erhielt mit der Aufschrift: „Herrn Badestübler Moeller“!

vergab. Die Gebäude seines Gutes Neu-Nursie aber ließ er zum großen Teil verfallen. So namentlich auch das Wohnhaus: es war vom Hausschwamm buchstäblich zerfressen und besaß zu meiner Zeit nur noch ein einziges bewohnbares, ja überhaupt betretbares Zimmer, in welchem ich Unterkunft fand, wenn ich zu den Sitzungen des Oberbauerngerichts ins Neu-Nursiesche Gemeindehaus fuhr. Und von Moellers Fahrpferden, die bei einem Flußübergang im Winter durch's Eis brachen und umkamen, wobei Moeller selbst der Lebensgefahr glücklich entrann, sagte Zeddelmann in seiner überlegenen Weise, die Tiere seien durch's Ertrinken nicht entwertet worden! Und doch wieder vermachte Moeller auf seinem Sterbebett einen bedeutenden Teil seines Vermögens der Stadt und errichtete auch mehrere Vermächtnisse zu wohlthätigem Zweck, u. a. zum Besten der Werroschen Kirche. So war auch er „ein Mensch mit seinem Widerspruch“ doch auch „ein Mann, nehmt alles nur in allem“ und hat sein Leben dem Gemeinwohl dienstbar gemacht. —

* * *

Die eigentliche Triebfeder der städtischen Verwaltung aber war der Stadtsekretär Walter von Zeddelmann, mein jetziger Schicksalsgenosse und Stubennachbar. Gleich Moeller der Sprößling einer livländischen Adelsfamilie, hatte er sich nach einem Studienjahr an der Dorpater Universität käufmännisch in Deutschland ausgebildet und, darauf in die Heimat zurückgekehrt, bei Einführung der allgemeinen Wehrpflicht 1874 den Posten des Sekretärs der neuen Kreiswehrpflichtsbehörde in Werro erhalten und war im Jahre 1880 auch Werroscher Stadtsekretär geworden. Beide Ämter hatte er bis 1906 gleichzeitig inne. Als Beamter überaus tüchtig und gewissenhaft und als Mensch von lauterem, vornehmem Charakter, erfreute er sich allgemeinsten Wertschätzung und größten Vertrauens. Seine gelassene

Zurückhaltung und die fein-ägende Art seiner Redeweise machten im ersten Anfang auf mich den Eindruck von Kälte, bis ich bald das große Wohlwollen erkannte, das neben stolzem, doch von jeder Anmaßung freien Bewußtsein seines Wertes den Grundzug seiner Denkungsart ausmachte. So hat er auch mir, dem beträchtlich Jüngeren, viel Wohlwollen bewiesen, — u. a. indem er mir während meiner zweiten Werroschen Zeit eines Tages das Amt des Sekretärs des Stadtwaisengerichts, das er bis dahin selbst bekleidet hatte, anbot, wodurch das bescheidene Gehalt, das ich als Obergerichtspräsident bezog, einen sehr erwünschten Zuschuß erhielt. Zeddelmann war es, der eigentlich die städtischen Angelegenheiten leitete, von dem die Vorlagen für die Stadtverordnetenversammlung ausgingen und der mit den damals beschränkten Mitteln und Hilfsquellen des städtischen Haushaltes die öffentlichen Bedürfnisse zu befriedigen wußte. Kann doch Werro insbesondere den Ruhm für sich in Anspruch nehmen, im Jahre 1892 als erste unter den livländischen Städten, Riga nicht ausgenommen, ein städtisches Schlachthaus erbaut zu haben. Weungleich, wie mir Zeddelmann sagt, der Gedanke dazu nicht von ihm selbst, sondern von dem früheren Werroschen Stadtarzt Dr. Ströhmberg (nebenbei bemerkt, seit 1886 Nachfolger meines Vaters als Dörptscher Kreisarzt) hergestammt hatte, so war es doch Zeddelmann, der diesen Gedanken in die Tat umsetzte. Und als die erwähnte freiwillige Besteuerung der Kirchengemeinde eingeführt werden mußte, hat Zeddelmann sowohl an den Vorbereitungen, wie auch an der Durchführung der Besteuerung tätigen Anteil genommen. All seine Arbeit aber tat er in der sicheren und geräuschlosen Ruhe festen Selbstbewußtseins, — nicht seine Person, sondern die Sache in den Vordergrund stellend. Und ebenso geräuschlos half er mit Rat und Tat denen, die dessen bedurften. Vielen hat er Gutes getan, und mit Recht durfte er von sich sagen, er habe keine Feinde. Dem politisch-völkischen

Vordringen des Estentums aber hat auch er weichen müssen. Nachdem er im Jahre 1905 die Feier seiner 25-jährigen Dienstzeit als Stadtsekretär begangen hatte, ist er bei den Neuwahlen 1906, als die estnische Partei ans Ruder kam, nicht mehr wiedergewählt worden. Einige Jahre später hat er auch das zweite Amt, das des Sekretärs der Wehrpflichtsbehörde, niedergelegt, nachdem er inzwischen geschäftsführender Direktor der aus der alten Sparkasse hervorgegangenen Verroschen Gegenseitigen Kreditgesellschaft geworden war. Diesen Posten bekleidet er noch gegenwärtig. Im Herbst vorigen Jahres wurde bei ihm eine polizeiliche Hausdurchsuchung gemacht, er selbst verhaftet, nach einer Woche wieder befreit, doch im März dieses Jahres nach Siktusk ausgewiesen, — offenbar, weil er seit dem Jahre 1909 an einer in Bulgarien befindlichen Fabrik beteiligt ist und mehrfach, zuletzt im Sommer 1914, dem Jahre des Kriegsbeginnes, Reisen dahin unternommen hat! Von Siktusk, wo ich ihm nicht begegnet bin, ist er nach einigen Tagen Aufenthaltes hierher nach Valagansk ausgewiesen worden. Und ein eigentümliches Geschick hat uns beide, die wir damals in Verro unter einem Dach in den Räumen des Rathauses unsere Arbeit taten, er als Stadtsekretär und ich als Ratssekretärsgehilfe, nach langen Jahren wieder unter einem Dache vereinigt — als zur Untätigkeit verurteilte Verbannte! —

* * *

Noch dreier Männer muß ich gedenken, die in ihrem Beruf und ihrer Arbeit sich die Achtung ihrer Mitbürger erworben hatten: der Kaufleute Nikolai Nagel und Paul Pfeiffer und des Hofgerichtsadvokaten, jetzigen vereidigten Rechtsanwaltes Wilhelm Reich. Nagel und Pfeiffer waren beide rührige und umsichtige Geschäftsleute. Von ihnen hat Nagel, der jetzt schon seit vielen Jahren tot ist, sich ein dauerndes Verdienst erworben als Begründer der in der heutigen Gegenseitigen Kreditgesellschaft fortlebenden Sparkasse,

deren geschäftsführender Direktor er lebenslang blieb. Auch war er mehrere Jahre Bürgermeister gewesen, aber vor meiner Zeit. Als Gesellschafter war er sehr gesprächig und zeichnete sich durch Lebhaftigkeit und einen allerdings sehr lockeren Witz aus. Pfeiffer besaß einen aufrechten kraftvollen Charakter, der ihn denn auch zum Amt des Feuerwehrhauptmanns befähigte, das er lange bekleidet hat. Selbst ein guter Bassfänger, war Pfeiffer Gründer und Mitglied des Gesangsvereins und pflegte auch in seinem Hause die Musik. Zu meiner Zeit erlebte er sein 25-jähriges Jubelfest als Feuerwehrhauptmann. Und wie ich damals in der „Neuen Dörptischen Zeitung“ hierüber einen kleinen Bericht geschrieben habe (den ich zugleich mit dem erwähnten Bericht über das Jubelfest der Feuerwehr selbst dem Archiv der letzteren habe zustellen lassen), so sind die Worte, die ich jetzt hier über ihn schreibe, ein Nachruf, den ich dem Toten widme. Denn wie Jedermann vor ein paar Tagen erfahren hat, ist Pfeiffer am 26. Mai dieses Jahres im 72. Lebensjahr nach längerer quälender Krankheit gestorben. So ist auch er dahingegangen, — der letzte Vertreter des alten deutschen Bürgertums in Werro!

Noch aber steht in vollem Manneswirken bei da, ein Mensch von scharfem Verstande und großer Arbeitskraft. Neben seinem Hauptberuf als Rechtsanwalt bekleidete er während der alten Gerichtsverfassung zuerst das Amt des Sekretärs („Notars“) des Ordnungsgewichts, dann das eines Kirchspielsrichters*). Nach Einführung des neuen Gerichtswesens war er ein bis zwei Jahre ausschließlich Vorsitzender des I. Werroschen Obergerichtes, kehrte aber dann wieder ganz zur Rechtsanwaltschaft zurück. Außerdem war er Stadtverordneter und längere Zeit Stadthaupt-

*) Damals hatten die Richter und überhaupt die Justizbeamten das Recht, gleichzeitig die Rechtsanwaltschaft auszuüben, — selbstverständlich bei anderen Gerichten, als bei denen, an welchen sie angestellt waren.

kollege. Seine Spannkraft in Verbindung mit ausgesprochen juristischer Begabung und entschiedenem Bedürfnis nach Betätigung seines beweglichen Geistes haben ihn zum Rechtsanwalt wie geschaffen. Und so ist er heute wie ehedem seinen zahlreichen Klienten ein bewährter Beistand und Berater. Ich selbst, der ich, solange ich unverheiratet war, in seinem Hause, wie erwähnt, ein Dachzimmer bewohnte *) und der ich bei ihm selbst wie ein Angehöriger ein- und ausging, verdanke Veick, dem einzigen damals in Werro tätigen Rechtsanwalt, die Einführung in die eigenartig anwaltliche Arbeit, indem ich, in meiner Tätigkeit am Rat einer streng gegenständlichen Behandlung der Rechtsfälle hingegeben, von Veick vielfach die Ausarbeitung von Parteischriften in den von ihm vor den auswärtigen Gerichten (Kreisgericht, Hofgericht, Konsistorium usw.) geführten Prozessen übertragen erhielt und nach seinen Weisungen und Erläuterungen ausarbeitete. Jetzt steht ihm sein Sohn Erich, der damals ein kleines, zartes Bürschlein war, als Gehilfe zur Seite. —

* * *

Als eine halb sagenhafte Gestalt ragte in meine Zeit hinein der verabschiedete Syndikus und Sekretär des Magistrates, Julius Wittkowsky. Von ihm, der ein stattlicher, behäbiger Greis, mit scharfen, geistreichen Zügen, schönen Augen und ein kluger Mann und von erstaunlichem Gedächtnis war, erzählte man mir eine Reihe merkwürdiger, teils tragischer, teils komisch-ernster Dinge aus seinem Familienleben und seiner Amtsführung. Insbesondere hatten während seiner Amtszeit die Sitzungen des Rates, ähnlich denen eines Fehmgerichtes, erst um 8 Uhr abends begonnen und natürlich bis in die Nacht hinein gedauert, weil Wittkowsky wegen der erwähnten unglücklichen Fami-

*) Mietpreis für Zimmer mit netten Möbeln, Beheizung und Bedienung 6 $\frac{1}{2}$ Rbl. monatlich!

IENVERHÄLTNISSIE SICH GENÖTIGT GEGEHEN HATTE, DIE NACHT ZUM
 TAGE UND DEN TAG ZUR NACHT ZU MACHEN. ALS ICH BEI
 IHM ZU MEINEM ANTRITTSBESUCH ERSCHEIN, EMPFING ER MICH
 UNTER VIELEN ENTSCULDIGUNGEN UM 3 UHR NACHMITTAGS
 IM BETT, WO ER EBEN DEN MORGENKAFEE GENOß. DEN
 NACHMITTAGSKAFEE TRANK ER UM 10 UHR ABENDS, UND DAS
 ABENDESSEN NAHM ER UM 2 ODER 3 UHR NACHTS EIN UND
 GING SCHLAFEN UM 5 ODER 6 UHR MORGENS. DAß DER
 RAT AUF DIE LEBENSUMSTÄNDE SEINES SEKRETÄRS UND SYN-
 DIKUS RÜCKSICHT NAHM UND AUCH DIE RECHTSUCHENDEN BÜR-
 GER SICH FÜGTEN, WAR NUR MÖGLICH IN DEN ALTVÄTER-
 LICHEN VERHÄLTNISSEN EINER DAMALIGEN KLEINSTADT, IN DER
 DER MAGISTRAT VON DEN BÜRGERN ALS „IHRE“ HÄUSLICHE,
 INNERE BEHÖRDE EMPFUNDEN WURDE. WEIL ICH NUN ABER
 ÜBER WITTKOWSKY DAS MEISTE NUR VON HÖRENSAGEN WEIß,
 SEIN LEBEN ABER ALS GANZES NICHT GEGEHEN HABE, SO VER-
 ZICHT E ICH DARAUFG, EINZELZÜGE, DIE MIR BERICHTET SIND, AUF-
 ZUZEICHNEN, DIE OHNE DEN AUSGLEICH EINER SCHILDERUNG
 SEINER LEISTUNGEN UND SEINES SCHAFFENS NUR WITZGESCHICHT-
 LICHEN WERT HÄTTEN, ABER KEINE WÜRDIGUNG DES GANZEN
 MENSCHEN UND SEINER BEDEUTUNG FÜR DAS LEBEN WERROS
 GÄBEN, — WIE ETWA, DAß WÄHREND EINER REVISION DES
 RATES DURCH DEN GOUVERNEUR EINE VON DIESEM VERLANGTE
 AKTE TROG EIFRIGSTEN SUCHENS DER KANZLISTEN IN ALLEN
 SCHRÄNKEN UND SCHIEBLADEN NICHT GEFUNDEN WERDEN
 KONNTE UND DER GOUVERNEUR SCHLIEßLICH ERMÜDET SEIN VER-
 LANGEN FALLEN LIEß, WEIL WITTKOWSKY, DER DIE GANZE ZEIT
 ÜBER VON SEINEM PLAZ AUS DIE KANZLISTEN BEFEHLIGT
 HATTE, AUF DER AKTE — SAß UND SIE UNTER SEINEN BREI-
 TEN SCHENKELN UND LANGEN ROCKSCHÜßEN VERSTECKT HIELT.
 SO ÜBERGEHE ICH AUCH EINIGE ANDERE PERSONEN, DIE BE-
 REITß VOR MEINER ZEIT IN DEN RUHESTAND GETRETEN WAREN
 ODER BALD NACH MEINER ANKUNFT IN DEN RUHESTAND TRA-
 TEN, WIE Z. B. STADTHAUPT DEMETRIUS WEYRICH, MOEL-
 LERS VORGÄNGER, EINEN LIEBENSWÜRDIGEN UND GEBILDETEN
 (ER WAR HOFGERICHTSADVOKAT), ABER FÜR MICH FARBLOSEN
 ALTEN MANN. ICH BESCHRÄNKE MICH IN DER DARSTELLUNG
 WERROS AUF DIE ZEIT, DIE ICH SELBST ERLEBT, UND AUF DIE

Menschen, deren Wirken ich selbst vor Augen gehabt habe, wobei allerdings nicht eine jede mitgeteilte Einzelheit ausschließlich aus meiner Zeit stammt.

* * *

Es würde aber zu weit führen, wollte ich alle Glieder der Werroschen Gesellschaft einzeln schildern. Es mag genügen zu bemerken, daß außer denjenigen, deren Bildnisse ich oben zu zeichnen versucht habe, es noch eine Reihe geistig angeregter und anregender Personen gab, wie z. B. die bereits oben genannten Direktor Knüpper, Dr. v. Nieder, Dr. Karp, das Rothsche Ehepaar usw. Nicht zu vergessen aber auch derer, die sich gar nicht oder nur wenig im gesellschaftlichen Leben bemerkbar machten, deren süßes Wirken aber in schlichter, treuer Pflichterfüllung dennoch gefühlt und empfunden wurde. Zu diesen gehörte unter anderen der Vorsteher der städtischen Elementarschule Peter Abel. Ein braver Mensch und ein tüchtiger gütiger Lehrer, der seine Ausbildung im ritterschaftlichen Lehrerseminar in Walk erhalten hatte, war er insbesondere ein hervorragender Kenner der baltischen Pflanzenwelt und wurde als solcher von einheimischen Fachgelehrten, u. a. namentlich vom Universitätsdozenten Mag. bot. Klinge, mehrfach zu Räte gezogen. Auf musikalischem Gebiet hatte er sich früher als Leiter eines Männerchores betätigt, während er zu meiner Zeit bloß Mitglied des gemischten Gesangsvereins, des Singuf, war. Im Übrigen führte er ein zurückgezogenes Leben, — gleich manchem andern, der sein Genügen in bescheidener, anspruchsloser Berufsarbeit fand. —

IV. Ausklang.

So war Werro, die jüngste und kleinste unter den livländischen Kleinstädten — in mancher erfundenen Witzgeschichte (Sardinenzucht, Seehundsfang, Sonnenuhr) als livländisches Schilda unschuldig verhöhnt,

durch mangelhafte Bildung und menschliche Schwächen dieses oder jenes seiner Bürger (das Wort im weitesten Sinne genommen) manch berechtigten Spott herausfordernd, ja auch, wie noch gesagt werden muß, durch manch kleinstädtischen Klatsch und manch innere Fehde vorübergehend entzweit — am Ausgang der achtziger und Anfang der neunziger Jahre des vorigen Jahrhunderts reich an Behagen und Geselligkeit, ließ es aber auch an zielbewußter Arbeit und ernster Betätigung nicht fehlen und besaß eine Anzahl im öffentlichen Leben wirkender trefflicher Männer.

In diesen Kreis von Menschen und Beziehungen nun war ich gestellt. Wie ich mich in ihn einfügte, dürfte aus der Schilderung des Werroschen Lebens hervorgegangen sein. Einem Hause aber trat ich noch in anderer Weise näher, — dem Rengartenschen: im November 1890 verlobte ich mich mit Luise Rengarten und am 12. September 1891 folgte meine Hochzeit, zu der auch meine alte Mutter und mein Bruder aus Dorpat nach Werro kamen.

War ich also ohnehin in Werro heimisch geworden, und brachte ich nun auch meine Bräutigamszeit und die Zeit meiner jungen Ehe in Werro zu, wo auch noch mein ältestes Kind geboren wurde und seine ersten Schritte in's Leben machen lernte, — so ist es wohl verständlich, daß mein Herz noch heute am Werro jener Jahre hängt. —

Was aber ist seitdem aus dem alten Werro, was aus all denjenigen geworden, die damals teils in froher Jugend jenes Leben lebten, teils als ältere Leute sich mehr beschaulich seines Anblicks freuten?

Vor drei Jahren feierte der Gesangverein das 25-jährige Jubelfest seines Bestehens, und ich fuhr mit meiner Frau, die ja gleichfalls sein Mitglied gewesen war, nach Werro, um an der Feier teilzunehmen. Da war es also wieder, das alte liebe Werro, still verträumt gelegen am anmutigen See, mit dem frischen Birkenpark und dem freundlichen Blick auf das ansteigende

Hahnhöfche Hügeland drüben! Und alte Freunde und Bekannte sah ich wieder. Und der Gesangverein sang frisch und sicher wie ehemals unter Gaffron's Dirigenterstab. Auch Gründer und alte Mitglieder sangen mit, wie Mally Rengarten, Warnecke und andere, die gleich mir erschienen waren, das Fest der eigenen Jugend mitzufeiern. Gar mancher aber fehlte, der einst im Leben Werros und in meinem eigenen Leben seinen Platz gehabt. Und es gedachte mich einer alten Geschichte, die sich vor vielen Jahren, längst vor „meiner Zeit“ in Werro zugetragen hatte. Hatte sich da an den Toren der Stadt ein estnischer Gastwirt niedergelassen und auf sein Wirtshauschild den Spruch geschrieben: „Pea kinni!“ („Kehre ein!“). Bald aber erstand ihm ein Nebenbuhler, der ihm gegenüber ein zweites Wirtshaus eröffnete und jenen zu überbieten trachtete durch die Aufschrift, die er auf sein neues Schild setzte: „Kasi wälja!“ („Packe dich!“). Es war das offenbar ein witziger Kopf, der Humor besaß und Freude hatte am Widersinn. Aber es ist, als sei sein Spruch zu einem verhängnisvollen Fluch für Werro selbst geworden. Wohl sind Viele dem lockenden Rufe „Pea kinni!“ gefolgt,— die meisten von ihnen aber sind danach dem Bannspruch „Kasi wälja!“ verfallen. Die einen sind früh ausgewandert in jenes Land, von dem es keine Rückkehr gibt, die anderen sind zerstreut worden in andere Städte und Gegenden dieser Erde,— in Werro geblieben nur die wenigsten, und von denen, die mir näher gestanden hatten, nur ein kleines Häuflein: Gaffron, Zeddelmann, Beck, Karp, Pfeiffer.

Solche Gedanken an Vergangenheit und Gegenwart fanden Ausdruck in der Tischrede, die ich während des Festessens hielt, und der die in ein Dichterwort auslaufenden Sätze entnommen sind, welche ich diesen Blättern als Leitwort vorgelegt habe. Die Hoffnungen und Wünsche aber für die Zukunft des „Singus,“ womit ich meine Rede schloß, haben sich nicht erfüllt. Der Bannspruch „Kasi wälja!“ hat weiter gewirkt. Mein

alter Freund Gaffron, dessen wirtschaftliche Lage schon seit Jahren erschüttert war, hat sich in Werro nicht länger halten können und ist fortgezogen. Das Jubelfest des Gesangsvereins aber und zugleich das Dirigentenfest Gaffrons ist beider Schwanengesang gewesen: mit Gaffrons Wegzug ist der Gesangsverein zu Grabe gegangen. In dem Erlöschen dieser Wirkkraft seines geistigen und sozialen Lebens aber spiegelt sich das Ende Alt-Werros selbst. Die Lücken schließen sich nicht mehr, dazu ist die Zahl der drei bis vier neu hinzugezogenen Deutschen (unter ihnen Better Hans von Kiel, dessen Gastfreundschaft meine Frau und ich während der Festtage genossen) zu gering. Jetzt ist von der alten Schar auch Pfeiffer aus der Reihe geschieden, — wie lange noch, bis die letzten aus ihr ihm folgen? Neue Menschen jetzt und neue Verhältnisse und Lebensbedingungen, durch die der deutsche Bestandtheil der Einwohnerschaft — einst der Grundstock des Bürgertums der als einer deutschen gegründet gewesenen Stadt und der Träger ihres kulturellen Lebens — immer mehr zusammenschmilzt, und durch die welche Güter denn wohl an die Stelle derjenigen gesetzt worden sind, die früher hier eine Stätte der Pflege und des Gedeihens gefunden hatten? Daß ein Geschlecht das andere ablöst, das ist der Lauf der Natur, — hier aber ist die Kette der Entwicklung abgerissen: das alte Geschlecht vergeht ohne eigenen Erben, sein geistiger Erwerb hat keine Folge, — verfällt mit ihm selbst dem Untergang und der Vergessenheit!

So muß ich es wohl als eine Gunst des Schicksals empfinden, daß es mich hier in sibirischer Ferne mit einem Heimatgenossen aus der alten Werroschen Zeit zusammengeführt und ihr Bild wieder so lebendig vor mein geistiges Auge gestellt hat, daß ich es in seinen größten Zügen habe aufzeichnen müssen, um es wenigstens für mich und die Meinigen zu erhalten.

Dir aber, meine liebe Frau, widme ich diese Erinnerungsbilder zu unserer bevorstehenden Silberhochzeit! Denn was vermag ich Dir aus der Verbannung

anderes zu bieten als die Erinnerung an unsere Jugend und an die Zeit, wo wir die gemeinsame Wanderung durchs Leben begannen! Und wenn wir nicht mehr sein werden, so mögen diese Blätter ein Vermächtnis sein an unsere Kinder, das ihnen Kunde gebe von dem Ort und der Zeit, da der Vater die Mutter nahm!
